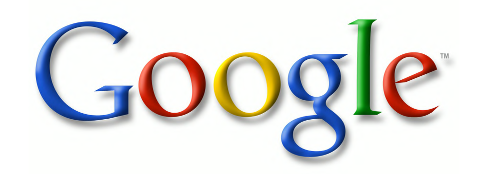


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

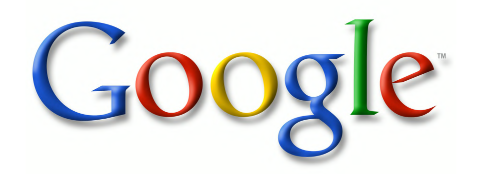
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

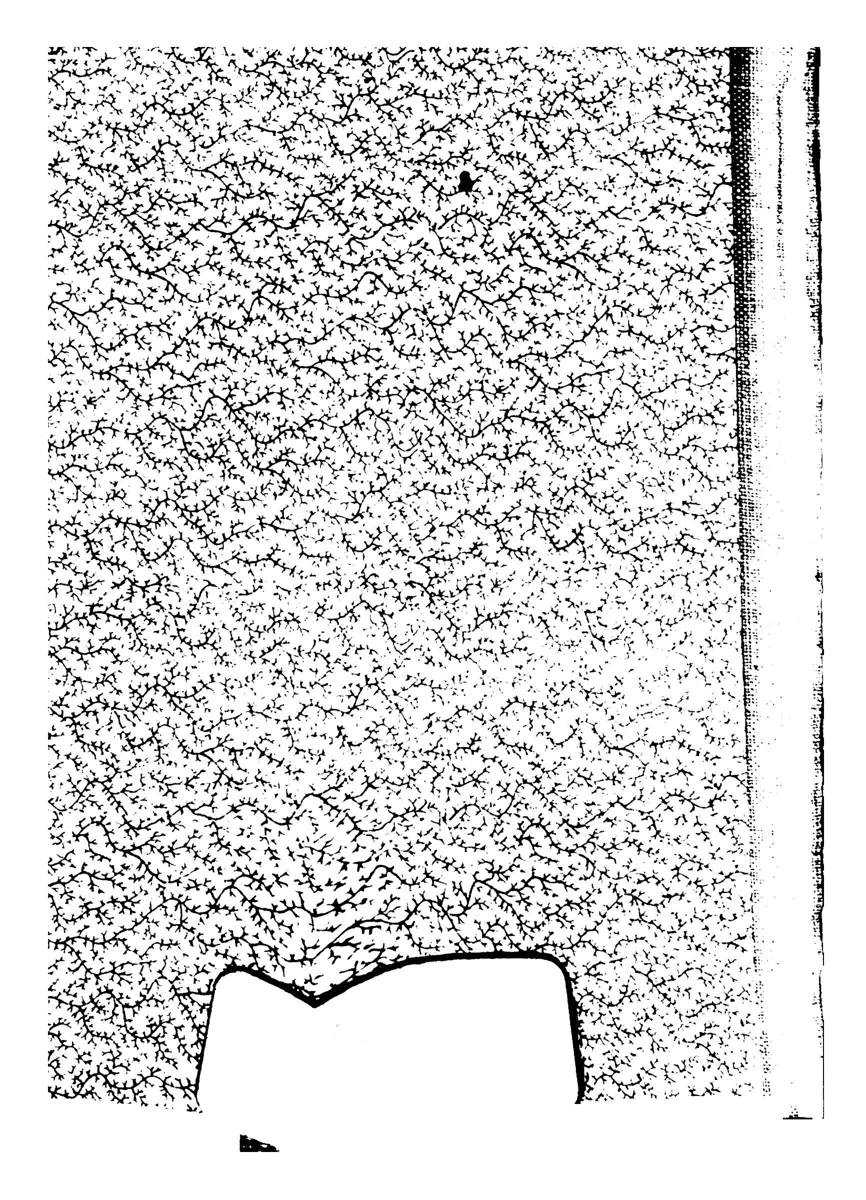
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

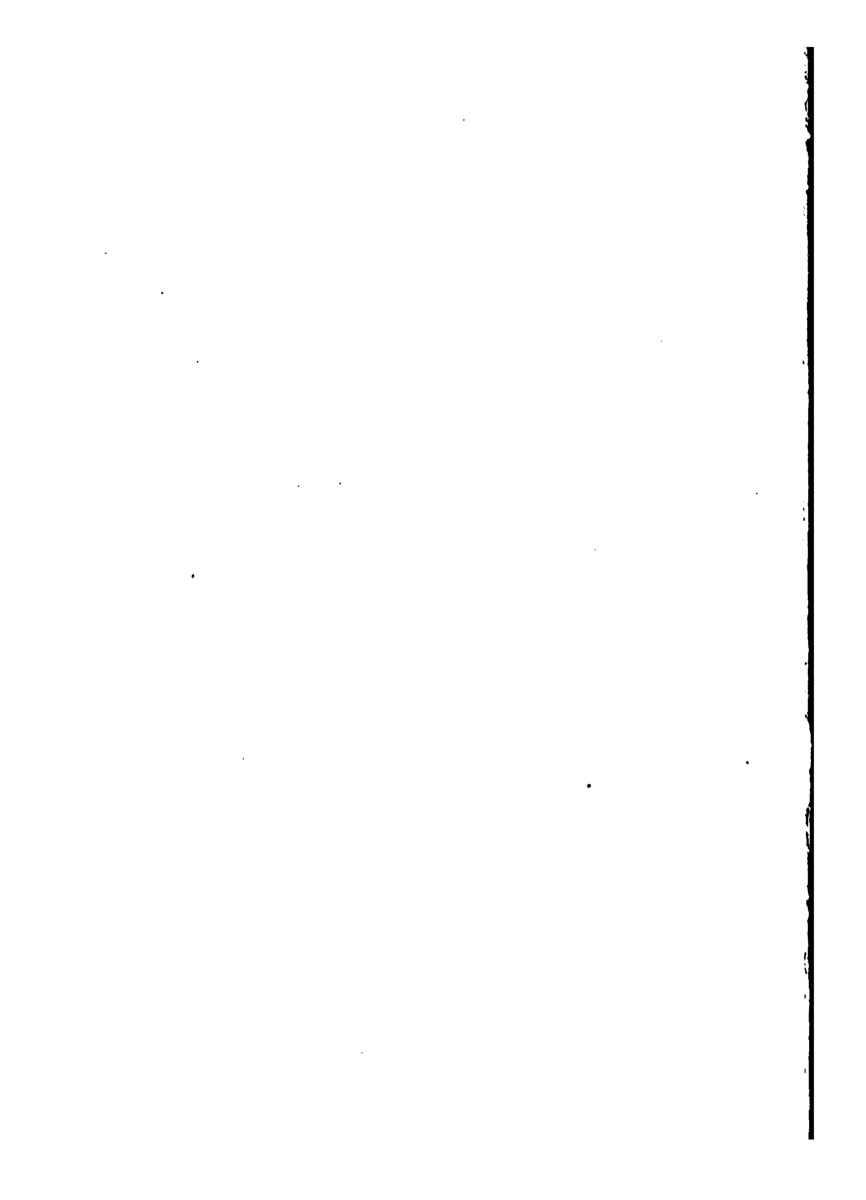
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

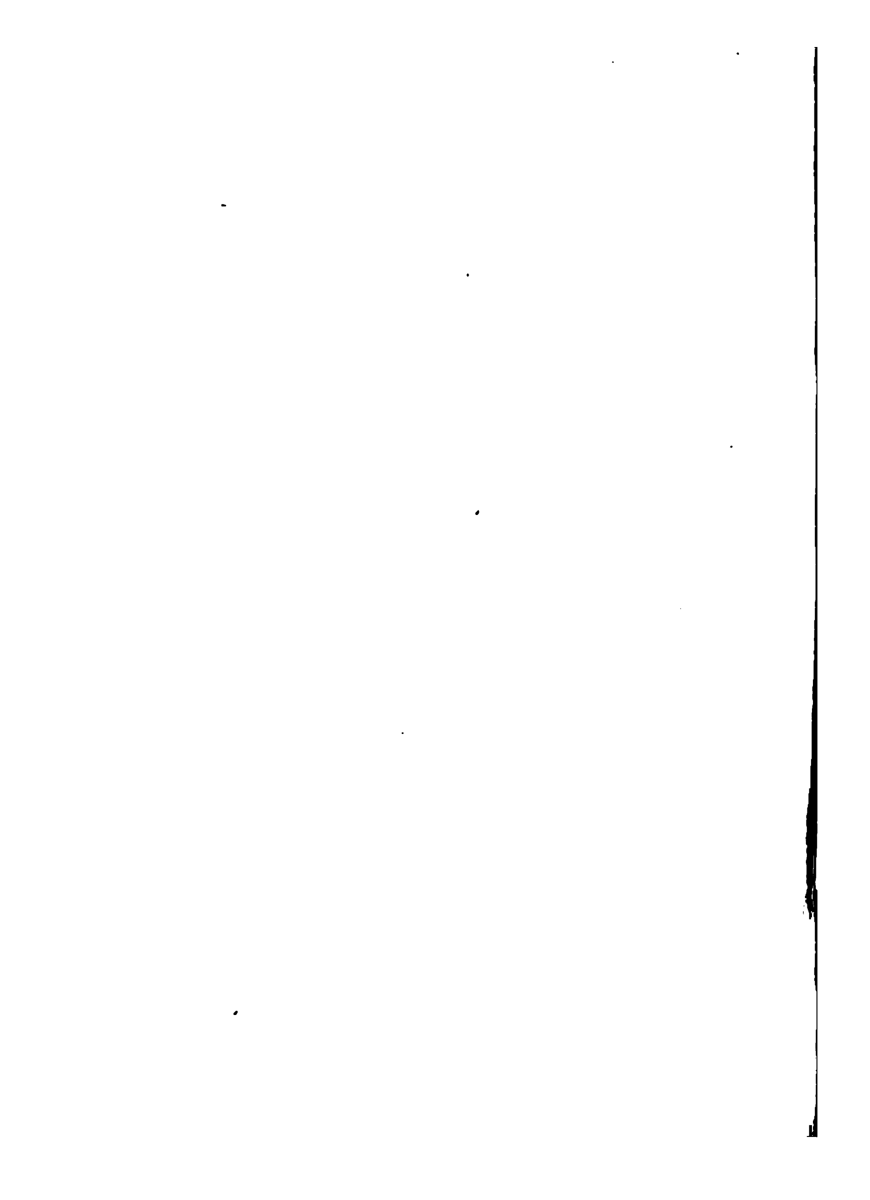
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



JUN 8 1914







NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Gesammelte Schriften

von

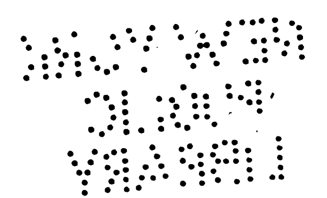
Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Theil.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
599493
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L



III.

Kritiken. Fragmente und Aphorismen.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

Seite

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legations-Räthe, Gesandtschafts-Secretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menschenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande, und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lippen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; diese schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verstehen uns; diese heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geschrieben steht; diese zierlich gekrausten Haare; diese Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Gesicht

könnte, ohne Lavater zu beschämen, einem Hofmarschalle angehören, der als Kunstkenner, und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verständig urtheilt, sie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinsel, selbst ausübt. Wenn aber jene Herren sich verlocken ließen, das Buch wirklich zu lesen, wie wären sie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigsten Ohrfeigen in seidnen Handschuhen aus, und ist so grob, als ein Mann von Welt in französischer Sprache nur seyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfassers kennt, **l'Hermite de la Chaussée d'Antin**, womit er mit vieler Grazie die Pariser Sitten beschrieb, und fast zu sanft über die Schwächen der Menschen hinstreichelte, ist man angenehm verwundert, daß dieser Mann so warm werden konnte, und, nicht wie ein chinesisches Feuerwerk, sondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, seinen Gegenstand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und so lange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, gibt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von

Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben, und als König manchmal nach dessen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel, um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wohl anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemessen, wie Ackerstücke!

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kautz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberschriften seiner Kapitel liest. Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen — und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu sagen; aber was früher gedacht worden

ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsetzt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt erscheinen durfte, darüber mag man sich billig wundern. Aber die Gedankenwächter sind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederschauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können, die Herren haben ganz ihren eigenen Verstand.

Um die Leser mit dem Geiste und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus seinem Werke mittheilen. In dem Kapitel *von der Moral in den diplomatischen Verhandlungen*, ist auch von den *Griechen* die Rede. Der Verfasser drückt sich wie folgt aus: „Religion und Menschlichkeit rufen den Fürsten Europa's zu: *Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die, welche sich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrlosesten Geschöpfe, Greise,*

Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einstürzenden Dächern ihrer Häuser zermalmt...... Sachte, sachte, hätten ehemals barbarische Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir sie erobert, auch behalten wollen, müssen wir alle Keime des Widerstandes ausrotten lassen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus seiner Asche erstehe, muß erst dieser neue politische Körper so erschöpft seyn, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unsers Ehrgeizes irgend ein Hinderniß in den Weg stellen könne..... Aber unterdessen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbst Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Christen des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr sie retten könntet!... Sachte, sachte, hätten andere Diplomaten gesagt, es muß erst ausgemacht seyn, welch ein Maaß wir von der Asche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themse gesagt. Diese Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Helenen verschwinde, denn im Aegeischen wie im Jonischen Meere sollen nur brittische Segel wehen..... Die Griechen sind arm, die Türken haben noch etwas Geld;

für Mahomet gegen Christus kämpfen, ist baarer Gewinn.“ — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm seine Schwärmereien hingehen lassen. Er hat nie einen diplomatischen Posten bekleidet, und kann daher keine Vorstellung davon haben, wie verwickelt die griechische Sache ist, und mit wie vieler Delikatesse sie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Versprechungen und Schwüren ist Folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. „So bald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie, Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt. wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hülfe. Da sie Alles von ihm empfangen, haben sie ihm Nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das Einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen

und Proscriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu schieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit, anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen scheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nöthigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Schaam zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen; dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die

unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhundert länger schleppen, oder, sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen."

Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir sahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrie-Schulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden, oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gothischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömmlinge und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu seyn, um auf das Mitleid jener

Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln, muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gutdenkenden Armen an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen seyn müssen. Trug und Lug sind die Rechtserfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegirten Bettler Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends, und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversationslexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: Die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht seyn, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern, und kann eines Hektors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf diese kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken, hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbeflissener und seit Jahren gewohnt ist, jeden Tag, wenn er seine Post

gemacht hat, das Conversationslexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Mensch in alphabetischer Ordnung zu lesen. Vor zwei Monaten hatte er die erste Lieferung des Conversationslexicon angefangen, und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebrätsche, Griechische und Lateinische, ärgerlich den Kopf geschüttelt — als Inhaber zweier Rothschilder-Loose sich über den Artikel Abruzzen-gefreut — und bei dem Artikel Adelskette sich gewundert, daß dessen Verfasser Bedenken getragen, deren Fortdauer zu gestehen, da doch jeder, der nicht taub ist, sie alltäglich könne rasseln hören — endlich zum Artikel Aristokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weise nicht verstanden. Er bat mich daher, als seinen gelehrten Freund, ihm denselben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen, und hatte schon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leser, stehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verstand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verstand ihn wieder nicht. Da sezte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verstand ich ihn; hatte aber starke Kopfschmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfasser des genannten Artikels wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es ist immer die Schuld eines Buches, wenn dessen Leser Kopfschmerzen bekommen. Man kann nicht sagen, dieses läge an dem Unverstande des Lesers, denn, wer keinen Kopf hat, den

kann er nicht schmerzen. Aus Furcht mißverstanden zu werden, sind die deutschen politischen Schriftsteller oft unverständlich; nicht an Geist fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, sie rappieren blos, und die Spitze ihres Eisens ist auf's Vorsichtigste mit einem ledernen Wulst umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da ist kein Licht. In der bürgerlichen Welt streitet man sich jetzt Tag und Nacht um die Herrschaft, und da kommen friedliebende Vermittler und sagen: vergleicht euch und laßt Dämmerung seyn! Der Verfasser erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht sich unparteiisch zu urtheilen, aber das ist die Unpartheilichkeit des Königs Salomo, der den streitigen Gegenstand wollte durchspalten lassen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Aristokratie, keine Aristokratie — diese Streitsache läßt sich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adels-Aristokratie, vertheidigt mit Wärme die Geistes-Aristokratie, und mit Hitze die Beamten-Aristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburts-Aristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile, sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Noth begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistes-Aristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen

Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistes-Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistesaristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen, würden uns zwingen, klug zu seyn, und auf ihre Art klug zu seyn — wäre das zum aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menschheit ist um der Menschen willen da. Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwicklung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. sein l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen

dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Uebel. Der Verfasser des Artikels Aristokratismus sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte, da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien, und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch seyn.“ Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseyns zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sey, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: „Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrthümer unsrer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sey und den

Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä behauptet.“ Zachariä hat Recht und der Verfasser hat Unrecht. Der Gesammtwille des Volkes ist der Fürst von Rechtswegen, jede andere Regierung ist nur eine factische. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, sie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen, wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist die Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., schuldig gemacht. Leben und leben lassen — in diesem Grundsatze können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich neben einander bestehen. Uebrigens soll man nicht von Irrthümern der Zeit sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten, was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistesaristokraten, daß sie glauben, das Volk sey dumm und müsse wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistesreichthum nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen ist, denn er ist dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein

großes Geheimniß sey, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes ist jetzt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris, 1822.

Mord-Politik — hätte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von *Rechtswegen* zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er zum Volke, welches, *es lebe der Kaiser*, schrie: „ja, laßt nur euren Kaiser leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte." Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die Andern alle hießen, auch von *Rechtswegen* erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgesängen herumgetragen;

— Moutarde après diner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen. Deren gute Freunde haben sich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschießen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue.... Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche: aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu seyn. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist... Seit dreißig Jahren mußten so viele tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen,

Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sey, was vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verschwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit! seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese letztern haben gewiß Recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagessens am Abende verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euern Willen: die absoluteste Monarchie

und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

IV.

Coopers Romane.

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Göthe's Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich Alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanenhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne.

Wir einregistrirten Menschen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen und dienstgebornen Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gefach-Leben, verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begibt; denn man muß Andere kennen lernen, sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und sey es noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiser Augustus der Schelm sagte, als er einst bei

Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Thränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir Deutsche Romane lesen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! Der Tod so weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Faust-Wehen, die Künstler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bei Troste gewesen! Und eine Männerwelt sitzt kindisch auf niedriger Schulbank, und buchstabirt jedes Wort ihres Meisters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln

für das Nachtessen der Würmer und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adelige Dichter sind herablassend, und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Thürmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst sauerer Wein, die Aemter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen, und stirbt am Wonne-Schlag. Pfui! lieber eine alte Maus seyn, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt so wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeischaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es ist Nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind vertheilt — die Engländer schreiben Romane, und wir lesen sie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger seyn als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmuthigt. Washington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf

keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht Ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Uebersetzer seiner Romane gefühlt, und sie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgesetzt. Es ist ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten sie geschrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper“ — man hätte es gern gelesen, und haßte man auch noch so sehr die Titel. Ein Freiherr ist er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der Erstere steht so weit über dem Andern in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. Scott ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meisel still hält; sie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unparteiisch. Er ist es

freilich, so bald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er ist parteiisch in der Wahl der Gegenstände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als athmeten sie im Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsterniß sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu, wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmutzt von den Händen bestochener Richter, nicht

vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenschaft gebe, und man fragte ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sey? — würde er berichten, was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben, oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sey, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er gesehen, hätte Nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmern Lage befindet sich derjenige, der die Meinungskämpfe unserer Zeit betrachtet. Hier

vereinigt sich Alles, ihn zu täuschen und irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die Einen täuschen sich über das, was sie wollen, die Andern sich über das, was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist als stritte Jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil sie ihre Kraft verbrauchen und man nicht wahrnimmt, daß sie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegsgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist Alles verwirrt und verwirrend und erst der Friede wird uns belehren über das, was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwist auch entsprossen seyn mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes theilt: es sey Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenschaft — es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen und eine höchste Vernunft, in der alle guten Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sey, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine

Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für vernünftig zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, so lange er in friedlichem Genusse, wie Keiner an seine Gesundheit, so lange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die Unbeschränktheit der Herrschaft. Aber wenn es dieses wäre, müßte man Angriff, wie Vertheidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu theilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die Andern sagen, es streite sich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt, als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die

Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht seyn, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker förderten Gleichheit, und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die Herrschaft der Menschen solle aufhören, die Herrschaft der Gesetze solle seyn. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Gesetze, wo die Menschen herrschten? Nicht einmal früher war eine solche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren gesetzlich von dem eingeführt, von dem damals alle Gesetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer gesetzlich gehangen. Was gewinnen sie dabei? Ist es oft nicht wünschenswerther, der Willkühr eines Tyrannen preisgegeben zu seyn, der doch als Mensch zu erweichen ist, als in die Gewalt unerbittlicher Gesetze zu fallen? Endlich ist es die Volkssouveränität, von der man sagt, sie sey hier behauptet, dort bestritten, der Gegenstand des bürgerlichen Zwistes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft seyn, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsele. Nähme das ganze Volk an der

Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann seyn und es ist es oft gewesen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenschaften und alle guten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle seyn, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer zum breiten, Alles verheerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit, welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: **il ne faut pas trop régner.** Aber diese sechs Worte lösen alle Räthsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt seyn müsse; ob sie den Händen eines Einzigen oder Vieler anvertraut werde, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht, ob die Gesetzgebung von dem Fürsten

oder von dem Volke oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob die freie Willkür der Herrscher oder das Gesetz solle walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht solle seyn; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen — sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?

Als Ludwig XIV. sagte: L'état c'est moi! war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen — es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das Höchste angesehen. Aber diesen Wahn theilte der König mit seinen Unterthanen, seine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die Meisten unserer Zeitgenossen theilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt oder verstümmelt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menschlichkeit, ist ihr Sarg geworden. Der Staat ist zugleich Gott und Priester, und für den Gott werden scheinheilig alle

Opfer gefordert, nach welchen dem Priester gelüstet. Dieser Aberglaube erbt sich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die spartanische Verfassung lieben. Doch würde den Besserwissenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgepriesene Sparta gewesen, oder unter der vermaledeiten Herrschaft des alten Venedigs — sie bedächten sich gar nicht. In Venedig war wenigstens der halbe Mensch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja, sie wurde von der Regierung kupplerisch begünstigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie sie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinschaftlichen Magen, wie sie Herz und Geist gemeinschaftlich besaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat schlief, schnarchten alle Bürger. Und das preist man? War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschlichkeit. Robespierre *opferte* sie, er *schlachtete* sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein *guter Bürger* im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, *sein* Staat, der *Republikanische* — gleichviel. Er war ein Absolutist wie einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die

Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebe, sey es das Volk, sey es der Fürst.

Es braucht nicht untersucht zu werden, was die Menschen gewollt, als sie in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten: sie haben es nicht gewollt, sie haben es ohne Bedacht gethan, sie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der sittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterscheiden: die Ueberzeugung folgt erst auf die That. Es ist zu untersuchen, was die Natur gewollt, als sie die Menschen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Gesellschaft ihren Theilnehmern oder sollten diese jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder sollte der Körper die Glieder tragen? Man ist hier im Wahne, wie man sich immer getäuscht, indem man glaubte, die Natur sorge nur für die Gattung, die Einzelwesen dem Triebe ihrer Selbsterhaltung überlassend. Die Sorge der Natur für die Gattung ist nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung ist die unendliche Reihe der endlichen Wesen; die Menschheit ist die Unsterblichkeit der sterblichen Menschen. Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menschen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß sie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße.

Aber des Menschen Thaten überdauern seine Thätigkeit; der Mensch stirbt, ehe alle seine Früchte gereift und ehe er alle seine Erzeugnisse genossen. Daß die Hinterlassenschaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Ueberlebende den Todten. Er spinnt den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunsch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieses fortdauernde Stellvertreten, diese Erblichkeit aller menschlichen Kräfte und Erzeugnisse ist es, was wir Menschheit nennen. Aber wie im Raume nur das Bestehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr ist, so bleibt der Mensch, welcher *ist*, alleiniger Zweck der Natur, und die Menschheit, welche nur *war* oder *wird*, ist ihr blos Mittel. Daß ferner *alle* Kräfte *aller* Menschen zur Entwicklung kommen, daß keine Kraft durch verschwenderischen Gebrauch sich selbst verzehre, keine die andere verschlinge, daß kein Mensch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menschen beschränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechselverhältnisse der Menschen unter sich mußten geordnet werden. Dieses wurde erreicht durch bürgerliche Gesetze und diesen gesetzlichen Zustand nennt man den Staat. Auf welche Weise der Staat jede einzelne menschliche Natur beschränkt, ist bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrschaft ist man gewohnt auf Treu und

Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweise durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Gesetze sind es also, welcher sich der Genius der Menschen bedient, seine Schützlinge zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beschränkt, daß sich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menschheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein solches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für seine einstige Entbehrlichkeit Bürgschaft leistet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig seyn, sich überflüssig zu machen oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt seyn müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur Gesetzlichkeit erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren, seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine That beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierungen . . . . . . doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der

Kämpfenden, gegen das stille Wort innerlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit seinem düstern Blicke, der Blödsinn mit seinen verschwommenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Abgründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäcke guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müssen wir nur froh seyn, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doktoren seyn und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja, sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren

Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt, als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht seyn! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Missethäter eingeschüchtert. Zum Stehlen findet sich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthülfe ist verboten — sie klagen.

— Gleich thöricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch F r e i h e i t gefordert? Nur F r e i h e i t e n wurden verlangt und nur diese wurden bewilligt oder versagt. Kein Volk in Europa i s t frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte seyn, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit beschränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das brittische

Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen und flieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt und doch ist nur die Herrschaft eine!

— Am traurigsten ist, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beschimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preisen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten seyn, jede Zeit war gut, Alles war gut zu seiner Zeit; kein Uebel war ursprünglich ein solches, es ist nur immer eins geworden. Die verschiedenen Neigungen wären leicht zu verschmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anspruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das alle mit einander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Entstehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichthums, bildete sich im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die

Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidenthum und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichthum sind durch alle Stände verbreitet und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidenthum ist besiegt und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit erzogen und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben, und handeln, als belagerten sie oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte, die älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos untereinander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winklig, so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten und was versteckt seyn sollte, steht

auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und schwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergräben verpesten sie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuser und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besitzt, die Hauseigenthümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedeln Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden seyn — sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu

erregen und zu plündern, die Häuser angezündet — soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man bestrafe die Brandstifter und thue, was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen, so müssen wir das Urtheil fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat sein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.“ Das ist wahr und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: „. . . tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.“ Das ist sehr naiv! Freilich, wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte.

Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wohl etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie herrenlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder Andere seine andere Meinung sagen. Doch wir alle, so gut wir auch gesinnt, so klar auch unser Blick seyn möge: wir müssen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben, und müssen uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, diese mag von Menschen oder von der Geschichte

kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre, die alles irdische Daseyn umgibt — auch mit der besten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w.

von

Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Baarschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," sagt die kritische Ober-Vormünderin, „enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin, wo und wie lange

ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen.“ Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meinung zu seyn, als eine durchlauchtige **Princesse du sang.** Die Engländer, ehe sie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns sich examiniren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frohndienste auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Calcutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte Gemeinschaftliches, und was sie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren, als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde drüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Päße ab, rufen wir gerührt

aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannigfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch Alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt, und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche, und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftsumme. Was bleibt uns dann übrig als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser, da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schulrector, oder will dafür gehalten seyn — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig, und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammen fallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens,

empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken, was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille scheint ein Fünfziger zu seyn, und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam, zu sterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland gibt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamte und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigstens eben so viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieser Schrift, von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht sich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie von sich und ihren Thaten den Zeitgenossen oder

Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Daseyn der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einflusse der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen bald durch kühle, berechnete Kunst, bald mit unbewußter leidenschaftlicher Wärme, der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geschah, das Leben eines Zeitgenossen von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen der Ansichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menschen nicht blos durch sein äußeres geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geschäften, muthig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rathe — so war Albini, eines Deutschen,

jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volks-bewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jetzt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedaurungswürdig, daß selbst ein solcher Mann die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäftslosigkeit, der man ihn hingab, untergrub seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer, die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneisenau. „Bis zum sechs und vierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.“ So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen: in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem kunstgewandten Pinsel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne bald freudige bald schmerzliche Rührung, das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürstin wie um die eines Bürgermädchens

zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Consequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich vertheidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte u. s. w., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Thüre, er — weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst, als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnissen der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, — man ist entzückt, man preiset und bewundert dich, aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst — spottet man deiner. — Als der Mystizismus, der in Werners Gemüthe lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos

geworden war, den Sieg gewann, und sich auch im äußern Leben zu erbauen suchte, was ihr in stillen Träumen vorgeschwebt, da — war man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst, von welcher der Verfasser dieser Lebensgeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung seyn, um noch viele, so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude" und die gesunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding" sey. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung, die mit Entsetzen, — nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die sie lehrt, das ist die Fäulniß. Nur wer krank ist an Geist und Leib vermag, das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbstständige Mensch gibt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, ist ein schlimmes Zeichen, daß sie Noth thun, ein noch schlimmeres von dem Siechthume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne mit Spott dieser Nomadenheiligen

nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es seyn müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte seyn, als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreä'sche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sey sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie blos zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitschte das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern ist diese Heilung, die sie außer Dienst setzt, nicht willkommen, und

darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Besitzern der Kraft den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum sehr verhaßt und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“ .. „Der Furchtlose weigert sich weit seltner des Gehorsams, als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt.“

„In unsern Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen.“ ... „Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich. ... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen.“ Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe.

Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sey, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth und muß sich jeden Augenblick von Neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maß unsers innern Gehaltes, angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine

Güter fallen dem Staat anheim; ist er verehelicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amt vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt." Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig seyn sollen.

IX.

Die gute Sache,

von

Henrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sey, an Alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wissen meinen! Es scheint in diesen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es scheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift selbst geführt wird, hat nicht den leisesten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegnisse in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweise der alten unzerstörbaren deutschen Pedanterie. Es hängt diesen armen Menschen Blei an den Füßen. Die Schlechten sind sklavisch gesinnt, und wollen nicht von der Stelle; die Bessern ahnen, was Freiheit sey, und sind lüstern darnach, aber plump und schwerfällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieselben!

Mögen sie bei Hofe an einem Gallatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es ist der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an todten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur einen Weg gibt! Wie sie um die Mittel den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache eine soldatische Zucht eingeführt, und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes gewesen seyn, als ein Spion? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; sein Reich ist im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, so lange er den Willen Anderer ehrt — das ist die Freiheit. Warum lästert Ihr ihn, warum scheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es stark); aber was Irrthum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Vernunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so

dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger, als Verstand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, ist selten so fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun streben.“ Darum muthigen Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünschung; nur die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die gute Sache? Ein Jeder hält die Seinige dafür. Das ist verzeihlich, so lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wohl gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten seyn. Von dieser Thorheit sind sie wohl zurück gekommen, und es ist ihnen jetzt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders sey, als die Freiheit aller Völker, und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtische“ (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philosophie; so fertigt sie in der Literaturzeitung ab, und mischt Euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris

lachen Euch aus, und können Euch nicht brauchen, denn sie wissen besser als Ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt,“ und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter Anderem sagt: „Nicht in der Uebereinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der Uebereinstimmung mit Euch selbst, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daseyns, und mit dieser die Freiheit.“ Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter, und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht bekümmert, der ist allerdings frei, aber es ist die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser), der über das Wesen des Staates Untersuchungen anstellt, Sorge macht, ist ..... jenes irdische Streben, das Heiligste durch äußere Mittel zu erlangen.“ Ein akademischer Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte über das Wesen der Staaten keine Untersuchungen anstellen, sondern Professor der Theologie seyn. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adeliche, Polizeidiener und Soldaten gibt?

Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustellen, was ihm die gute Sache sey. Denn (sagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern.“ Aber das, was Diese und Jene die gute Sache nennen, sey nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorsam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit, eine Auflösung aller geselligen Bande befürchten, nennen das, was sie erhalten wollen, die gute Sache, wie sie es an und für sich allerdings ist.“ (Wirklich? Also Zucht, welche eine, aus Furcht vor Züchtigung, befolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen diese die gute Sache.... Aber beide sehen nur ihre gute Sache, sie sehen sie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspähen und horchen muß.“

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser von unserer handfesten guten Sache gibt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen.

Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens, ist nicht sowohl das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irre geführt und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege sey. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtsam herum späht und horcht, sondern jene, welche nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befestigen ist; warum bemühen sich die Gläubigen, die Ungläubigen zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine irdische kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mittheilen, sie theils bestreitend, theils dem Urtheile der Leser überlassend.

„Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates, ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben.“ Mir scheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu seyn. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden: denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß jeder seine Kräfte

soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich seyn. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zensur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

„Ein jeder nicht konstitutionelle Staat ist ein interimistischer.“ Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt seyn könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.“

„Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen

Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestätigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung, christliche Theokratie."

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus." (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung."

„.... nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Räthsel des geselligen Daseyns zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigene Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden." Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfasser, das in thörichten Versuchen seine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem französischen? Der Himmel schenke dem deutschen Volke solche irdische Weisheit, verleite es zu solchen thörichten Versuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie sie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich lese Schweizerreisen über Alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das sich seine fünfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht, und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläferige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die Alles dürfen, was sie wollen, Alles wollen, was sie können, und Alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pensylvanien; glücklich wer ein Prinz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Ju-

— aber ein Deutscher zu seyn, und ein Bürgersmann, der sein Auskommen hat, und ein gescheuter Mensch und ein guter Christ zugleich, das ist des Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde seyn, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette ist auf das beste zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meisten übrigen Reisende durch die Schweiz immerfort schmächteln, als säßen sie in der Jasmin-Laube eines arkadischen Gärtchens, und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Lesers mit Noth etwas Solides fischt! Das Herz eines ächten Mannes ist nie ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz nicht blos als einen Gegenstand der Landschafts-malerei; auch die bürgerlichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses Alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen

Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsetzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will Einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstvertheidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf seinem Tische sieht, und von einem Hasen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Zensur einen ganzen Aermel wegschneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder sterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, sondern

auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgworfen worden, gibt aber seinem Werke ein Verdienst mehr. Wer die schwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen. Denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beispiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geist in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis schreibt er: „Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jetzt, da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere... Mag

man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Mauriee gekommen zu seyn, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren, oder ein Heiligen-Gebein zu küssen." — — Die demokratische Verfassung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständig und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. „Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke die alte Staatsverfassung wenig Veränderung erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute dennoch dem Geiste unserer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Constitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nöthig sind!) und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat Zug hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herstammen." (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich sagt er: „Die Regierung dieses Kantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar

ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen seine eigenen Leidenschaften zu suchen." (Das ist sehr naiv. Das will sagen: die Kleinbürger haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmüthig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe geben). — — „Die Walliser ehemals in Ober- und Unter-Walliser getheilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Gesetzen und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig durch die Fortschritte, die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und selbst durch die körperliche Veredlung seiner Bewohner. Es ist bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Monthey und Martigny sich vermindert hat, seit dem Augenblicke, daß diese Zehnten frei geworden. Daraus kann man schließen, daß die Freiheit, welche hier die Menschen gesünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie andern Orts zu Rasenden und Dummköpfen

umschafft. (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwei Stühle setzt! Was müssen das aber für Menschen seyn, die sich mit solchen zweideutigen Komplimenten abfinden lassen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß, als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Setzerlehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen, in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besitzt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, Rousseau, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte — er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern Abend. Ja großmüthig ist er sogar, er will den Deutschen nicht Alles nehmen; ausgeartet, nennt er sie. Ueber die kindischen Begriffe, welche die Franzosen von Deutschland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen, als ihr Standtpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze

Oberfläche des menschlichen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir so lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!"

Doch hören wir, wie Herr Raoul=Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es ist wahr, er hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften nur die Briefe an Bonstetten zu kennen, die in französischer Sprache geschrieben; aber gleichviel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er Folgendes. „So oft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen

einzuflößen wußte, und das beweist, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesundem Urtheile, der seinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und seinem Style nur die Vernunft zum Schmucke gibt; der weder in den Thatsachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über Alles laut seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen, und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein solcher Schriftsteller Leser bei dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art so thöricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der abstraktesten Metaphysik versteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienste umzuschaffen?" .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier und bald dorthin führte." — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen

dieses, was ich da schreibe, zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drei, die deutsch, und unter diesen dreien wäre nur einer, der Deutsches verstünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtseyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm seyn, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Minister im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber als jenes Gegensatz wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen Minister absetzen. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreißig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind, und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freilich Nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer gnädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht Nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt seyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr Bignon, der lange Minister gewesen, und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Style. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, sondern Experimental-Politik,

und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt:

— — — — — Liest doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war Einer jener Acht und dreißig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an Allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Thiere sich heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet

nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich seyn! Würde einem Deutschen die Miethe aufgesagt, er aus seinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst Nichts fehlte. Ja mancher wäre sogar im Stande und spräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe sie verdammt dort zu bleiben.“

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er den Artikel für den vrai libéral. Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni“ ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube tändelte in seinen Nebenstunden mit der Gelehrsamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungsspiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, selten von Werth. Aufsätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht seyn, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist, und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltairisirt gern,

und heuchelt Gottlosigkeit, so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnault's veranstaltet, und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert, ist das Motto, das er dem Werke gegeben.

> **Ton écorce n'a plus d'odeur,**
> **Ta feuille, hélas! paraît flétrie;**
> **Bel arbre, d'où vient ta langueur?..**
> **— Je ne suis plus dans ma patrie.**

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris, 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich ersetzt. Madame Campan wollte nur glücklich seyn, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern gewesen wäre. Alle Erziehungsregeln, die sie gibt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten, denn die Lehren, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbsterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese

würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege; werde er, wie es Pflicht

wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben, und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu seyn, hören sie auf Frauen zu seyn. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erste Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht, und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit

verständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles,“ bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eigenes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral, Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder diktirt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Theil des Werkes der Madame Campan, besonders in das Deutsche übersetzen, und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die

Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Uebersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doktorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle, sieben Kinder-Komödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädchen-Instituten zur Uebung in der französischen Sprache, nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Kömödien ist ganz so wie sie seyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sey tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vortheil und irdisches Glück.

XIV.

Der Mord August's von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutschlands Jugend,

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Musen reden auch kosackisch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht ist dieses die Sprache des Olympischen Hofes, deren er sich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in seinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus, geschrieben ist: er habe seinen Freund Z—e, der ihm „diesmal so herrlich vorausgeritten in den Kampf," „Hurrah!" rufen hören, und sogleich seyen „die Thränen der Thatenlust" in ihm aufgestiegen, und er wäre nachgeritten. Er sey freilich etwas spät gekommen, welches aber nicht seine Schuld gewesen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube."

— — Segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir Alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutschlands", welche er ein „Blumenbeet" nennt, das „gediehen aus der Wahlstatt blut'gem Grund," reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen, und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sey aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmuthschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter, und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind aufhalte, und wer er sey? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der starrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

die Franzosen? Auch nicht; die sind unschädlich gemacht.

Doch der Buonapartisten freche Schaar?

Ja, das ist der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo steckt denn sonst der Erbfeind? — Der Königlich Preußische Herr Major von Fouqué kommandirt jetzt:

— — „Hand auf's Herz!" —

Die deutsche Jugend, welche ein zartes, schüchternes Blumenbeet ist, wird ganz verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängstlich:

„Wie? Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust?" —

Nicht anders, Kinder! Da steckt er.

— Unser Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das ist der irdisch list'ge, gierige Geist,
Entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn
Erdsücht'ger Menschen, er am Boden fest,
In schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenseit sel'ges Licht.

Und so geht es weiter. Der Herr Baron macht ein schreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geisterstunde lesen, wahrscheinlich ist es auch nicht in derselben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erscheint der Erbfeind in Gestalt eines Gespenstes, das französisch spricht, weil die deutsche Sprache keine Worte hat für solche Gräuel. Das Gespenst „krächzt:" Egalité! — Unité . . . — Das ist aber immer noch der ärgste Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimmrer noch:
Des Uebels Wurzel, schädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menschen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden stand!

Ich will offenherzig gestehen, daß dieses Alräunchen oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, so daß ich ihm

mit ungemeiner Liebe ergeben bin, und herzlich wünsche, er lebe noch, um alle unsere beklagenswerthen Mystiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas spät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der selbstbiographische Dichter singt:

— — Als ich zuerst
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meister, der mich lehrte, söhnlich treu,
Da war der Todte meines Meisters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als späterhin mir die gereifte Kraft
Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen seinem fremd.

Jetzt aber, da er todt sey, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche, und ruft, erst Weh! und dann Heil! aus verschiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué gibt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, spritzte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stolbergs mir,
Sein Göthe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage, diesen seinen „Sangesspruch," an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr wohlthätige Erfindung ist, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komischen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels, habe ich mich gehalten, als ich diesen Freundesruf Fouqué's beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angst geworden, Leser. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebue's wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdessen die andern Redner schweigen — und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswuth berauschte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Klettersinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen, der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigenen Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen, das einem Wehe that, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen, woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern

über die darin fortgespielte mißtönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung will ich einige Worte sagen. Die Ueberschrift, welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der Humor in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke ein kranker ist. Der gesunde und lebensfrische Humor athmet frei, und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmuth, sondern, um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menschen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet Nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet Nichts, weil er Nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm Alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu

beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, sondern, um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödtlich seyen. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet diese. Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, Alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schooß

der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geist — er kommt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke nicht mit dem leisesten Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel, um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe zu verrathen. *Kreisler* ist der Unglücklichste aller Verdammten, er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der *gute* Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der *entartete* nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin, die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes *Kreisler*, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott, sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine den Frost des andern, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnengluth

der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandtschaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandtheile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anschauung des Lebens in all' seinen Bedingnissen, aus dem Kampf der feindlichsten Prinzipe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu schaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel." Kreisler hat sich selbst das Urtheil gesprochen: nicht anders ist sein eigner Humor. Ein zerrissenes Gemüth, ein Alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen, mit welchen er diejenigen verfolgt, die

5*...3

an musikalischen Spielen ihre Lust finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fodert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künstler ausschließlich zugehören. Noch nie haben Priester den Tempel, den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an, und gibt jedem den Widerklang seiner Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied, das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bachantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut, und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören, weil man sie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft nur die zusammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht seines Werthes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke seines Verfassers, sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten, noch zurück, und harren unentschlossen, bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verrathen das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahnungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüber neigenden Zweig als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunkeln Macht erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisirte Magnetismus, und wenn das Conversations-Lexicon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das Anschauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber sobald er sie natürlich erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die

zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient:

Es freue sich.
Wer da athmet im rosigen Licht:
Da unten aber ist's fürchterlich.
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen.
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr Verzeihung gewähren, selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahnenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

— —

XVI.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unserer Zeit.

Von

G. A. Freih. v. Maltitz.

Erstes Bändchen. Leipzig, Industrie=Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Theilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelasius ethisirend durch die Welt geht, einen schwankenden unsichern Gang habe, und daß ihn der Cothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist, als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespitzt. Dieser

Stab würde, als Waffe gebraucht, den, der ihn führt, schwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört in seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in

ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sey ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe ..... doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wildverhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain
Jetzt von wildverwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß, wie klein
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und, was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehen mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln uns'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam steh'n im wüstverhau'nen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht,
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländischen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem ringsumzog'nen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.
Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mög'st du, theures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Art des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleich erschafft mein wilder Hieb
Manchen schwachen Pflänzchen stärk'res Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich muthig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förster, kräftig gesprochen; aber der Deutsche soll kein

Förster seyn, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche gibt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förster — und was man sonst noch seyn kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrath für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der Mensch aber sieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum soll Deutschland ein Eichenwald seyn? Im Walde schrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, ist nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber sein Tag kommt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum sollen die Deutschen Eichen seyn? Was ist Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, sie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantasirenden Volke, das deutsche, als kalter Umschlag, um den Kopf gelegt?

Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirthschaft? Der unverständige Ahn, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sey es mit hochgeschwungener Axt, sey es mit wilden Satyrhieben

> Um der jungen Eichenkraft
> Einen lichten Stand zu schaffen —

— das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, Jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von innen nach außen erweitere, so viel es mag und kann. Platzt eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt seyn. Was wollte der Dichter mit der einst vereinten Landespracht? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt, als gelesen, und daß ich in meinen schönen Secunda-Jahren über das deutsche

Mittelalter zum letzten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug seyn; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige ist Krüppelholz. . . Friedrich? . . . Nun ja, wer nur seinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, stehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinem feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir erstens: das „Sünden-Setzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden,“ nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem

ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht." Desto besser für den Recensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die bessern" . . . „besonders in der Leidensgeschichte meines Volks," hat die Zensur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht wie sein Recensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegentheil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutscher zu seyn, aber jetzt ist es eine Ehre geworden." Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen — warum sollten wir auch nicht lernen, unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr in einander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die heiligen Polizei den ersten Insatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit

Karls des Großen war Gelasius, als sogenannter Rebell, auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsekretär, im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr seyn, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig, und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen. . . Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius Hause ein mystisch-kabbalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

> Uns're Glock hat zehn geschlagen —
> Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist

Verstand im Liede. Null ist nichts und eins ist wenig — weil das monarchische Eins sich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert, und sie zur Null gemacht. Ständen alle zehn selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr, als tausend Millionen... Wir treten in Gelasius Studierstube. Er philosophirt, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustirt. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Waare sieht, denkt er vermuthlich, sie sey der Fracht nicht werth, gibt Gelasius frei, und sagt ihm freundschaftlich: es sey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn und so hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abstreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter Anderem:

> Der Saame, den ich einst für's deutsche Wohl
> An jenes Karls allmächt'gem Throne sä'te,
> Er muß erwachsen, muß erblühet seyn.
> Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
> Ihm ist ein läng'rer Tag zu Theil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit ... so ein langer Tag, wie ihn die

Juden haben. Zweites Kapitel. Die Art wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sitzt auf dem Felsenthrone und ruft die bösen Geister herbei, sich um den Preis für die höchste Schandthat zu bewerben. Es erscheinen: Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube und Priestertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß größere Künstler als sie zu stolz gewesen, an den Olympischen Kinderspielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulwesen und Mehreres. Ein Lohnlakei spricht:

> Ja, tränk' der Deutsche statt des Bieres Wein,
> Da könnt's vielleicht um Etwas besser seyn!
> Doch der Kartoffelstoff, die Hopfengährung
> Erzeugen nie des freien Geist's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffeln, sondern Macaroni vom feinsten Mehle!... Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechstes Kapitel. Gelasius im Gefängnisse der Stadt Judaea nova. Es hätte eben so gut heißen können: sitzt gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfasser war zu ängstlich.

Den deutschen Schriftstellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in seiner ersten Schlacht, der sich tödtete aus Todtesfurcht — sie zensiren sich selbst aus Furcht vor der Zensur. Es ist eine unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh, wie einer der das Recht besitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schafft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geschichte des ewigen Juden,

von ihm selbst geschrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewunderns- würdigen Reisen seit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Französischen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht. Der jüdische Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und sitzenden Handwerker, furchtsamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogischer Umtriebe zu kommen, hatte er sein Mitleid verschlossen, und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrschaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich, und darum freute es mich eben so sehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eigenen Leben erzählt. Man

erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen, und diese bestrafen zu können. „Ich bin ein Israelit — sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein Loos; das der unwiderrufliche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin seitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich schlafe nie: ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen.“ Da hört man es! Ist der Mann unglücklich zu nennen, den die besten Jahre nie verlassen, der nie Hunger und immer Eßlust hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der sich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einschläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen versteht, sich keiner schlechten Uebersetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann so

viel er will, da man ihn nicht einsperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein solcher Mensch ist glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauschen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden seine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert sich nie, Andere selten. Sein Werk ist sehr zu empfehlen, besonders dem weiblichen Geschlechte, das bei Männern und Geschichten am meisten angezogen wird von dem, was äußerlich erscheint und in die Sinne fällt — von Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Personalbeschreibung eines Zeitgeistes in den Paß gesetzt würde, wenn sich der Geist der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteste aus der Geschichte seiner Zeit, das heißt der letzten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonbonnière voll historischer Bonbons zu nennen ist, oder um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine Gutchenbüchse, angefüllt mit geschichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

XVIII.

Irländische Erzählungen.

Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Breslau, bei Max. 1826.

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser, ohne Eigennutz, auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschmückt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des

gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Uebertretung führt ohne Hinderniß zur letzten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüste aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß diese Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben so schnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das Aeußerste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten sucht man jetzt in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reizmittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen monarchisch zu machen. Auch daß die großen irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädigt uns für den Kunstwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese

Lichtseite seiner Gemälde wie folgt aus: „So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich daher genöthigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigsten Mangel und jene gute Laune selbst noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat seine Winterfreuden.

XIX.

1. **Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'ile de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.**
2. **Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours. Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.**

Es ist gar nicht leicht, eine Geschichte Spaniens gut zu schreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geschickter Künstler sey. Einiger Mangel an Gelehrsamkeit wäre dabei vielleicht nachzusehen (was läge etwa daran, daß sich ein Schriftsteller in der Chronologie der gothischen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunsttalent würde eine spanische Geschichte sehr mangelhaft machen. Diese besteht aus so mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verstand zu überlegen ist, wie sie zu ordnen, welche hervorzustellen und welche in den Hintergrund zu bringen sind. Licht und Schatten sind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geschichtsgemälde Spaniens die Einheit

dramatisch geben, die man ihm episch nicht geben kann. Spanien ist ein historisches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Gesichtspunkte aus gar nicht übersehen kann. Man muß es aus der Vogelperspektive betrachten und sich so hoch stellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geschichte Spaniens eignet sich durchaus nicht zu einer isolirten Darstellung und der Schriftsteller, der sie so behandelte, hätte unverständig ein unverständliches Werk gemacht. Das ist aber Vielen geschehen und darum entsetzten sie sich, so oft sie der Inquisition begegneten, und waren sie vorher noch so ruhig und klar, überfiel sie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und sie wußten nicht mehr, was sie sahen, noch was sie sprachen. Aber ein Geschichtschreiber darf nicht erschrecken, er darf nicht furchtsam seyn; er darf auch nicht, so wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquisition zu verwünschen in hausbackener Entrüstung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt seyn; aber ein Geschichtschreiber soll kein Familienvater seyn, er soll keine häuslichen, keine geographischen Gefühle, er dar nur kosmopolitische und religiöse haben. Die europäische Menschheit wird einst Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch Nichts hinzu, und hätte sie ihm auch Nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen; ein Wort: das den Geist der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa Vieles an Spanien, so hat Spanien Alles seiner Inquisition zu

verdanken. Ein Volk lebt nur, so lange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintodt, so lange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das spanische Volk wurde immer von einer Idee beseelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom stritt es für seine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römischen Kaisern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu sagen pflegt. Doch ehe der heilsame Schmerz der Unterjochung sich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für seinen Glauben. Diese wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und Diplonasie gefallen; aber da erschien die Inquisition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward alterschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner

zu lieben. Kann nun ein solches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menschheit ein Regal gewesen, so ist doch zu rügen, daß sie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden die sagen, die sprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „**la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.**" Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir;" kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographisch, und daran that er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu

erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien älter ist, als Despotie, und die representative Verfassung älter, als die Herrschaft der Beichtväter. Nun ist es freilich wahr, daß representative Verfassungen, wie ein geistreicher Staatsmann sich ausgedrückt, nichts Anderes sind, als maskirte Republicken; aber was soll man thun, wenn Nichts übrig bleibt, als die Wahl zwischen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erstere und lernt eine Maske tragen — was ja so schwer nicht seyn soll. Mit den Aragonischen Ständen aber verhält es sich, wie folgt. Sie bildeten sich aus vier verschiedenen Klassen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterstand und der niedere Adel 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geistlichkeit. Kein Gesetz konnte in dieser Versammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Münzen schlagen oder sie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuschaffen. Die, welche sich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten sich an die Stände, um Recht zu fordern: dieses aber nicht als Bittende, sondern im Tone freier Männer, welche die Bürgschaft der Gesetze in Anspruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-Oberrichter (justiza) den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Groß-Oberrichter, auf einem Throne

sitzend, von den Notablen des Volks (**riccos hombres**), den Deputirten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Ceremonie hielt der Justiza dem Könige einen Degen auf die Brust und sagte ihm dann: **Wir, die wir so viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht.** Der Justiza (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht blos die untern Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in Allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Besitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Instruction fortzusetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo keiner ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, seine Proklamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seyen.

Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Stände-Versammlung zu laden und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete representative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erst vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Klasse; jener schreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzosen statt arme Teufel zu sagen: hier aber wird die petite propriété des Geistes verstanden. Wollte man in einer Bauernschenke mit Beifall die Geschichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Gesunder Menschenverstand herrscht allerdings im Buche; aber es ist eine ländliche Gesundheit, die sich in sonnenbraunen Wangen, einer starken Brust und in derben Fäusten zeigt. Der Verfasser, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialisch zu Werke,

und verurtheilt die Helden der Geschichte ohne viele Umstände nach Kriegsrecht. Es ist merkwürdig, was dieser Mann zu sagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris Nichts dabei wagt. Man ersieht doch daraus, daß selbst die Macht der Ultra ihr nec plus ultra hat. Dieses Werk, wie auch das andere, erschienen, als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn beide Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch schweigen sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können — sie kichern stark. Jetzt werden Andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Göthe's trösten: „Was man in der Jugend wünscht, erreicht man im Alter in Fülle.“ — Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutsche übersetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutschland die Geschichten bearbeiten sollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher sind uns die Franzosen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geistes ist, thut es den Franzosen Noth, ihren Geist zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutschen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geist nicht überfließe.

XX.

Fortgesetzte Reise nach Hammelburg

oder

Meine harten Schicksale im Kauzen-Lande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier gibt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brodmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig seyn, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Muth ich zu sagen, und das verspricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen, die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht

sie lachen. Wahrlich sehr wohl gethan? Diese vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der üble Geschmack, der eine Arznei heilsam macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst hinter dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände, als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern sind uns zuvörderst leere Fässer nöthig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Uebermuth dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; Alles was die neuere Kriegskunst Ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das ist der Stoff, der sich einem Geschichtschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdi-

schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schilderte ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten selbst schöpfte er aus Zschokke's Werken, aus Planta, Posselts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtschreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul=Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt, was hassenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt sogar nicht, was in Buonapartes Mediations=Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser diesen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul=Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben

in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sey, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Servilität, die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker, als die, welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude, mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verständiges, biederes und glückliches Volk hat seine Freiheit, seinen muthigen Sinn, seine Aufklärung, seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Greuel endlich ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und spricht wie folgt:

„... Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinnst für Gewerbfleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen. ..." Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist keine Idiosynkrasie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber sich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette ist zu bescheiden, wenn er nur auf Leser rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts sehen, als betäubenden Straßentumult, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten des Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen: so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt, und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die ersten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr

Raoul-Rochette sagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzose zu sagen! Er wagt zu verkennen, daß seit der Revolution das sittliche Leben der Franzosen in Hütten und in Palästen sich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. sittlicher ist, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nordamerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kanibalischer gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbste 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokkes Werke viel benutzt, und nicht blos von den Thatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokkes gefolgt. In der Lustral-Vorrede aber sagt er: „Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn

Zschokkes von den meinigen sehr abweichen.“ Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu schmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinste Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Obersten Weiß, der im Anfange der schweizerischen Revolution eine Rolle spielte, und sagt: „Der Oberst von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte . . . kriegerischer Schriftsteller und friedlicher General, und ganz so an die Spitze der schweizerischen Revolution gestellt, wie der General Lafayette an der Spitze der französischen stand, damit in beiden Ereignissen Alles gleich sey.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftsteller, und er schwiege in den Kammern, aber ein kriegerischer General — wie Berton einer war. Die kugelfesten Geister der Revolution sind ihnen sehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern Manches sagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht ist — so verschweigt er auch Manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand, geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg suchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, sogleich verbirgt er das Licht, und geht im Dunkeln weiter. So sagt er gegen das Ende seiner Geschichte:

„Der letzte Akt dieses denkwürdigen Drama's, den wir noch zu schildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden sehen, daß durch eine jener sonderbaren Verwicklungen, worin sich der menschliche Verstand verliert, die sonst aller Orten besiegte und unterdrückte Partei der Aristokratie, im Schooße der ältesten Demokratien Europens frische Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, sich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz fast einen vollkommenen Sieg erlangt." Es ist offenbare Ironie, wenn sich der Herr Verfasser verwundert anstellt, daß die Schweizer-Aristokratie an dem republikanischen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir seine Ironie verstanden, wollen wir ihm sagen, was er dabei gedacht. Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sey es auch unter dem Namen eines Fürsten), wird in jedem Vertheidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehülfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an

Macht immer so viel gewinnnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit, einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten? In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „**Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée,**" ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses **quos ego!** möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels.

Aus dem Französischen. Germanien, 1819.

Schon die breite Quartform dieser Blätter stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel, und das „aus dem Französischen," und das „Germanien," seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien," Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen andern Zweck, als sich selbst, und ist so wenig rezensir- als hoffähig, Ersch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig. Der Idee Massenbachs, einen National-Palast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süd-Deutschlands,

dieses stille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme, in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung, zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimiren; doch werden die „liberalen Husaren," die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

XXIII.

Islvar, oder der christliche Barde.

Gallische Novelle

von

N. A. v. Salvandy.

Verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Mährchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandy's und den Verfasser selbst

nicht zu mißdeuten. Dieser achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand wollte den schrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion schildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römischen Kaisers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen gescholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich gepriesen. Salvandy wußte sich von dem bösen Willen Voltaire's frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn so weit abstehende Zeiten eine Vergleichung zulassen, verband römische Kraft mit griechischer Anmuth, er war ein Held und ein Weiser: aber er regierte und starb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochstellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erste aller Tugenden pries. Julian verkannte das Christenthum, weil er seine Zeit und die Menschheit nicht verstanden, an deren Spitze er war. Das Christenthum war als das Heil einer kranken Welt erschienen, und Julian, die Hülfe, welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels ansehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern, denken wir, er habe es geflissentlich

begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu schweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu seyn: er wählte das erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Christenthum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichelnd und sie vergiftend, die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küste der Normandie, Islaor ein Krieger und Armina, seine Geliebte. Beide dem Christenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertodte erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber Himmel! was französische Akademiker spaßhaft seyn können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai

auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von Babylonischen Keilschriften oder andern offiziellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman schreiben dürfen? Nur muß er gut seyn, und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechzig Jahren, ein geborner Pariser, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu schreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kainszeichen. Es kann wohl ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen

verschiedener Zeiten den Schwärmer spielen; aber es ernstlich seyn, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltiren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte. Herr Gabriel Desodry ist weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungirenden Bischof in der Kirche stehen, und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein kaiserlicher Höfling. Endlich stirbt Herr Gabriel Desodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bei einem Hof-Feste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Desodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in seidenen Strümpfen, einer komischen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und stirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein so exaltirter Mensch hätte sich um keine kritische Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette sterben sollen, sondern beim Rückzuge über die Berezina, wo seine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantische Philosophie hatte sich Desodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt

er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie, und machte unter dem Essen den Gabriel Desodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt: „Bientôt il se passionna pour l'Absolu." Desodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Herr Picard malt die deutsche Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein grosses viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rector Müller. Diesen findet er mit seiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique

et l'absolu?" Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Absolute gar eine so schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von

F. C. H. L. Pouqueville,

ehemaligem Generalconsul von Frankreich bei Ali Pascha von Janina.

Deutsch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Professor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine schlaflose Stunde macht — denn wir vertrauen fest auf Gott, Newton und das Gravitationssystem, daß sie die europäische Menschheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen lassen — wir wünschen den Griechen Sieg und Heil und den Türken schmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in seinem in Wien erschienenen Werke: „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung,“ diese Staatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker,

welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient, als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahometanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den Andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtschreiber der Griechen zu seyn. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit, und angeekelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als französischer General-Consul in der Nähe Ali Pascha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es gewesen.

Pouqueville hat aber den Ali Pascha zu sehr mit europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität, und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen provisorisch schmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotischen Beweise der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Gränze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem Wehe gethan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Aeußerung eines seiner Söhne, Muktars, ergibt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das Journal de l'Empire übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. „Nur wir Pascha's, rief er,

auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spanien. Sie sagen: es sey freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens „das Prinzip gerettet." Man braucht Pouqueville's Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr ist jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß gibt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern, sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolgs gewisser seyn will, der recensire. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache in Form einer Recension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich

tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach inem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile sind, und gar nicht an

Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirthstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: Der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen dessen Theilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeußerung, das Bureau der deutschen Klassiker in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe

und Freundschaft auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre: denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spielend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne in's Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte

Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begibt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgibt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfasser ist ein rechtgläubiger Kameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen seyn müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle, meine Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unsrer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüth keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart,

die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit siegen — und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffne Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des Letztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos seyn kann, ohne zugleich sittenlos zu seyn. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobei die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurecht

finden, und werde darum nur bald an diese bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, keinen Andern verwundet der Verfasser als sich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln, und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judenthum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfische rauben und heuchlerische Krokodille betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden

anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es gibt wohl Einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen, und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns gibt es Taugenichtse, allein solche Ruchlose verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen." Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so theilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein, und stellt die Einen rechts, die Andern links; wenn ihr aber erklärt: alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judenthum." Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen

herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt eben so unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hinter einander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazarethen die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Gräuel vor denselben seyn mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern Leichen-Zoll

erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Christen aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozesses fand schon dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben so lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Bürgermeister werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt (ob er zwar den Satz auf seine Art anwendet): „es steht von unserm sogenannten (ja wohl!) aufgeklärten

Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus." Nach einigen tausend Jahren? Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrifft, so hoffe ich, es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Colonial-Stadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht, und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn sie wollten. Was, fragt er, würde daraus entstanden seyn, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen." Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser, und wäre bei Verfertigungen von

Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen, er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der erste Abschnitt enthält eine „allgemeine Uebersicht der in den letztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften für's Judenthum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben, so sagt er, es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Klasse von Menschen, und spricht von ihrer zügellosen Kühnheit und beispiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt gibt. Herr Dr. Holst will die Juden todt schlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der sowohl für als gegen Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es eben so lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweisen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner

Abhandlung „für die Juden," die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit gegen den Adel gehe aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll." Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beiden Sätzen ist weder Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man schwitzt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpiriren, theils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen

Dezember vorigen Jahrs mehr geschwitzt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handels-Aristokratie der Juden ist so wenig vermeint, als die Geburts-Aristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philister im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug, zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen, und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein atmosphärisches Gift sey, welches

die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sey doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sey Unsinn, zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt, Alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen, und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermuthung geschrieben, daß es Keiner lesen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das Folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, frägt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst; denn aus dem Judenthume ist ja das alte blutige Christenthum entsprungen. Ich will seine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen und unglücklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen.“ Das ist ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sey, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sey. Da versuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wandrer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seyd Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das „Judenthum in moralischer Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimath" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maße verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im

gelobten Lande haben Betrüger seyn können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster seyn soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häusern häuslich zu seyn. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. habe empfangen“ — „Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern habe erhalten,“ und lassen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort, haben versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde.

Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sey einst ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht! Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an," darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Tasche gezogen, und geschworen: das Haus sey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag seyn oder nicht seyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben,

dann mögen die Recensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschliessen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogene r wissenschaftliche r Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen sie von diesem Manne begleitet worden sind.“ Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christenthums, scheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn

aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir andern armen Teufel aber sind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexicon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach

welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre." Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen seyn!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile mehr und mehr zerrüttet." Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „man sagt nicht zuviel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet," und geht dann mehrere Geschäftszweige durch und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die

christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht, und geprüft seyn, wie sie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten; er geschehe mit Waaren oder mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Klassen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.“ An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein christlicher Wucherer stattfindet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judenthums erzogen worden . . tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geschäft allein betreiben.“ Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1) daß es auch christliche Blutsauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschützt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3) daß Christen die Juden zur Theilnahme an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zusammengenommen, ergibt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche

Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen gibt. Herr Dr. Holst hat dieses Alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer, als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft euern Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber seyd Sklaven des Handels, und Nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch

begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu seyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist Eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet Euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig seyn, aber Euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie vertheidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — Ihr jagt sie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Christen seyet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr christliche Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen, und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz so gebildet und geordnet seyen, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um, als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judenthum in physischer Hinsicht." Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Frank's medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung, und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen" und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen haben." Nach seiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäschereien ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das

saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sey eine jüdische gewesen, und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römische Dictator Sylla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren, und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judenthum in historischer Hinsicht“ und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder eben so glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatur-Sammlung von Jugendschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern seyn!

Der achte Abschnitt betrachtet: (dieses häufige betrachtet, ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie — eben betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte.“ Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sey, und läßt sie dann mehrere Schwänkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?“ Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeußerungen gemacht; so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns Juden die Pforten der Fürstenhäuser so ganz geschlossen seyn?

Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde.“ Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte Nichts übertreiben, und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Gränzen. Es gibt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschliessen gedenkt.

Zuerst erwähnt er der Tempel=Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen=Dienst verlassen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: der Tempel=Verein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beseitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so gibt es für das Judenthum mehr Proselyten in Einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Christenthum nicht gegeben hat." Ich habe hierüber Nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt seyn lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser, wie folgt, bezeichnet. Die Juden suchen sich die Redaktion sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; sie suchten Zensoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich, durch Neu=Christen die Direktion der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht=Judenthum angehört, der Persiflage preiszugeben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel „hineinzusetzen," um

eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäußert: „Daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein Central-Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß sodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilium sodann gesetzt werde! . . . Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hohepriester (**Pontifex maximus**) dereinst daraus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sey; stelle ich der Betrachtung Anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie Jeder sieht, etwas hypochondrisch, und sieht Alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Hohepriester sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hohepriester räuchern, so lange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht, und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten." Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sey sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft,

alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waaren 1/8 Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellenwaaren einen betrügerischen Gewinnst von 100,000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Conjunktive). Und das ist Alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes.

Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen: sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisassen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut, oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerrichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft, und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder todt macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder

nicht, soll man einheitzen oder nicht? — man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seyd Ihr Judenhasser. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbst Eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst Euer Recht ist ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, Ihr seyd nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister seyn, um mit Euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes seyn, sich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle Diejenigen zu äußern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterscheiden, welche zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden." Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im

Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes sey, sich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie, und sucht, so gut Ihr's könnt, zu beweisen, daß sie es verdienen, und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiste nicht nachfolgen, und dieser kehrt zu jenem zurück; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte: denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien

Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch Nichts bedingt seyn, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft, und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen gibt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil Ihr selbst Sklaven seyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich sind keine Menschenrechte, denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch ist Eure Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber Eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth Eures Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist Euch auch zu schwer geworden, denn Ihr seyd die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt Ihr gegen Juden üben, und seit wann führt Ihr diese

Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, seitdem Euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert, und gelehrt hätten, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet." Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich seyn, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für

Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, Alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals, und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, so viel Ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müsse sie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt

der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger, und von Euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerthen Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vortheile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main spricht man so gut wie in Hamburg von der

Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man hindert sogar ihre geistige Thätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdische Aerzte dürfen ihre Kunst ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Ueberzähligen, einem weisen Polizei-Gesetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als das man sich entschlösse, ein thörichtes Gesetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdische Advokaten, die jetzt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen, und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so größer, da jene Advokaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und also damals nicht vorherwissen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwicklung derer, die sich vom Schacher losmachen? Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir, warum sollen nur vier jüdische Aerzte, warum sollen gar keine Juden Advokaten seyn dürfen? Seyd so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen

für Arztlohn? Haben die jüdischen Advokaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdischen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch sitzen und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Casino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr seyd Handelsleute. Aber Jene frage ich wiederholt, und, noch einmal sey es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrten-Verein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche Alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweist, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt

eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor, und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf ... nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden." Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch Jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewiesen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. **Fiat justitia, pereat mundus** — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch bequem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt Ihr: **Vivat mundus, pereat justitia!** Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten

anzusehen? Aber Ihr wollt gezwungen seyn. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Brust packen und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es gesehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit, und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause, und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet Ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judenthum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß seyn; denn

es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite, und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst „ein rühmliches Werk" nennt, heißt: „**Tractatus de Juribus Judaeorum**: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, **Oneribus** und Beschwerden, insonderheit der Cronen-Steuer und gulbenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen, und mit **Praejudiciis, decisionibus** und **Responsis** überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von **Joh. Jodoco** Beck. **J. U. D.** Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl. Gleichischen Rath, bei Löbl. Universität Altdorf **Pandectarum**

Professore Publico et Facultatis Juridicae assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck ist todt, die Universität Altdorf ist todt, das Hohenloh-Neuenstinische und das Giechische Reich sind beide todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamiren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt — und von solchen Kabinetsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen, und die ganze Christenheit auf das Aeußerste verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe

und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen, und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt, und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile.“ Der erste Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten, und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in nationalökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen“ das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt;

wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu übersetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergenädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch seyn, und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen, und man wußte schon Alles, was im Buche stand; jetzt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmischen Beziehungen von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die großen cosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, auch im organischen

Ausdruck sich wiederholen und offenbaren ... und wie von hier aus die dunkelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist." Hat Einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdeckte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen, und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch so umständlich als vormals, welch ein großer Vortheil wäre dieses für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrensold heutiger Schriftsteller ist, und daß sie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen, und wie viel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Letzterer erzählt weiter was ihm Ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds

4. „Ob bei der Auferstehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten aufstehen werden?“ — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferstehen werden?“ — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen seyn werden?“ — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?“ Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge, und sagen, daß diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke

fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig, und fragt: „wie es denn Diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meere, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?“ Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbstständigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Sekunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Ethymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ hab

ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich seyn können, daß Juden sich noch jetzt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht." Der Verfasser hätte immer so aufrichtig seyn sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel gibt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiste einst bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißest du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heißen: „denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen, und bist ihnen beikommen." Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts Anderes, als ein starker Mann,

ein Held; und Jakob sollte ja nicht blos darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jetzt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu seyn, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen seyn mag, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben „solches

hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt." Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ; ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sey die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, Ihr aber seyd Sclaven Eures Hasses. Ihr seyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei seyn wollen, heißt frei seyn. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum seyn, um Tausende zu hassen: Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an

großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu seyn braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze gibt, so haßt, was hassenswürdig ist: Die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das Jeden anekelt — seyd keine Philister!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden. Shakspeare und seine Schwester Erfahrung sprechen:

> Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
> Im Augenblick der Kraft und Beff'rung, ist
> Am heftigsten der Anfall; jedes Uebel,
> Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu sprechen; aber darauf, was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Gesetzgeber zugesendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttausend Gesetznehmer zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf, brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sey. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern

nur ein einziges Gebot: Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das Schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst Nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verstehen sich nicht auf die Perspektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Haut-Relief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland Jeder; nur das Recht, sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen.... Das ist aber auch schon Alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Recensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser

selbst ist keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterschied berechtigt sey, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechselbrief-Adel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi . . .

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie

von

C. J. H. Windischmann,

Professor der Philosophie und Medicin zu Bonn.

Leipzig, 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.“ Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst Noth thut —

was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen seyn, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sey keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre gränzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst —

über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger“ schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung“ schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herabliest, folgt der sich immer dicker und dicker zusammenknäulende Unsinn drohend auf dem Fuße nach; jagt den Geängstigten immer rascher und rascher, bis dieser, betäubt und athemlos unten angelangt, schnell die Flucht ergreift, sich des Gelesenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er seinen Verstand aus der Gefahr gerettet. So sind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Lesern mittheilen will. Der Verfasser versichert: nicht „aus irgend einem schriftstellerischen Kitzel“ sey sein Werk hervorgegangen, sondern durch eine „entscheidende Verfügung“ sey er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr schon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden sollen, denn

es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erste Fügung war: eine „freundschaftliche Aufforderung" die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Untersuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Gesicht des Verfassers. Er sagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich so vielfach entstellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er selbst an seinen, viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte, gemacht," habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunst Noth thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt

nämlich: „gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip selbst,“ auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine Rücksicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen sucht, ist das Christenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Christenthums wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Princip sehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden ächten Christen muß es, weil er ein ächter ist, um so mehr empören, Christus zum Doctor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke, gibt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Athem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel von Fleisch

die Rede, daß es gute Katholiken während der Fastenzeit gar nicht werden lesen dürfen. Wer sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philosophie ist wesentlich nichts Anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zusichselbstkommen, so wie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im blos sinnlichen und fleischlichen Leben außersichseyenden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfasser das, was er christliche Philosophie nennt, auseinander gesetzt, unternimmt er, von der Arzneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu sagen: „der bisher versuchten Charakteristik gemäß, können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen.“ Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geistes und der Natur ist der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit .... der Sitz aller Krankheit ist in einer Entzündung der Seele .... Es gibt eine erste, eine

Erbkrankheit, wie es eine Erbsünde gibt." — Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt Nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das Leben nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod ist der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinirte, promovirte und recipirte Menschen-Arzt jedoch soll kein Famulus des Todes seyn, sondern dessen Widersacher.... Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind,.. Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtseyns" verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den thierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die

liebe dunkle Nacht selbst; aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: „Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man sich auch das Räthsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeströmt, welchem der arme Teufel sich unterwerfen muß.

Haben wir den thierischen Magnetismus erreicht, dann ersteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber ist es schwer, den schlauen Plan des Verfassers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen so sorgfältig versteckt, daß nicht möglich ist, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unschuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil sie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windischmann sagt: „Wir

wissen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbsttäuschung, daß es Umstände gibt, unter denen selig entzückte Menschen, nicht etwa in wilden Phantasien, sondern andern sichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geschehen, sondern bis zu ansehnlichen Höhen, wie dies aus den gewissenhaftesten Untersuchungen erwiesen werden kann." Gegen den Comparativ der ansehnlichen Höhen würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erst der Positiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit diesen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böse Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meisten Menschen jener „kindliche Glaube," welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt." (Schade, daß Molière diese Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde seiner Femmes savantes geworden.)

Aber, — möchte wohl mancher Leser fragen — wäre es denn möglich, daß einem Professor zugleich der Philosophie und der Medicin, daß es Herrn Windischmann mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen Ernst seyn sollte? Mit Recht fragst du das. Es ist ihm auch nicht Ernst damit, und er lacht im Stillen wohl so sehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menschen klug zu machen, muß man klug seyn; sie dumm zu machen, muß man dumm scheinen. Herr Windischmann hat seine eigene

Ansichten. Sein Zweck aber ist, in klaren und wenigen Worten auszusprechen, folgender. Der Papst soll der Kranken Aesculap seyn, und in bedenklichen Fällen soll man statt ärztlicher Consultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilschatze der Kirche ist Gesundheit und Genesung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus, durch den Exorcismus. Da aber solche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Aerzte seyn. Bis diese edle Schmelzung zu Stande gebracht, sollen einstweilen die Aerzte mit den Priestern sich verstehen und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken ... Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten. „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröthe, verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird."

---

*

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart. Paris, 1822.

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft sind die Kabinetsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es doch friedliche, keine andere Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschazt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wohl ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen,

ungeschmückt von schimmernden Blüthen — weiß es aber eine Frau von Geist und Herzen und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sey, dann wird dieses Bewußtsein die Anmuth der Entsagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es gibt keine Kunst, zu gefallen! ... Die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüssig zu machen. Sie werden sagen: das wären aufrührische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhstifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Central-Untersuchung der Kammermädchen nicht — es gibt keine Kunst, zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar Keinen damit täuschen, als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Machiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle

Lehren, die sie gibt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen mazedonischen Phalanx, den man Zeit nennt, sich künstlich vertheidigen können: aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmer Weise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toiletten-Kunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sey sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putz-Ministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche

Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erb-Toiletten-Tisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Rathschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen... Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.“.. Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.“... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azal-

lehrte die Töchter der Menschen ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte... So wird die Geschichte der Cosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winckelmanns, Böttigers und Herders verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin Etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Haut-Kultur geschieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's, Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: „verrätherische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in

seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach und furchtsam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz, überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düstern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt."
Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit gibt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken,

worin man Nattern lebendig erstickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken ist eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht absprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geistige Flüssigkeit und reibt sich die Wangen damit. Es ist gewiß höchst romantisch, wenn junge französische Offiziere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blassen Weibern eine Schminke mit nach Hause zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römischen Triumphatoren hätten sich geschminkt, wenn sie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leserinnen erfahren, wie sehr die Triumphatoren unserer Tage an Seelenstärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, sobald sie aber, nachdem sie unerschrocken mit afrikanischen Löwen, mit ägyptischen Krokodillen, mit deutschen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römische Schuster und Schneider sie mit Freudengeschrei empfingen, erblaßten sie ob der göttlichen Ehre, die sie — Menschen — genossen, und um diese Bewegung zu verbergen, schminkten sie sich. Unsere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte ist, wenn ihnen die versammelte Menge Vivat ruft, die Häuser illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, sondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit sie sagen

wollen: Gut, gut, Ihr habt eure Schuldigkeit gethan — so unerschrocken sind sie..... In dem Kapitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Ansehen, diese oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürsten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverstandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der sich in seinem Gewissen für verpflichtet achtete, das Beispiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Bischöfe zu geben und sich Kopf und Bart abscheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, spottete seiner wegen dieser Nachgiebigkeit, und ein so geringfügiger Umstand war die Ursache ihrer Ehescheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Besitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den englischen Thron bestieg, und unsere schönsten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, sagt Saint-Foix, jene grausamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüsteten; mehr als drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischof sich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinn lächerlich gefunden.“.. Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Cosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich

vor der übeln Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallsüchtig, wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters.“

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

gesammelte Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernoth gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken, sie sind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreste verzehrter

Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Wasserwüste von neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tode wird wohl verziehen, denn sie wird getheilt, und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen, die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet — so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurtheilung, nicht blos wie, sondern auch,

daß sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht; daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune, uns reizt und ergötzt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemüthsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes, und wechselseitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen sich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil sie am Kalendertage des Märtyrers Serapion sich zum Erstenmale vereinigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italienische Weine, auch wohl kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetische Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der

sich für den Märtyrer Serapion hielt, und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Reisen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen, und ihn nach den Grundsätzen Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen; sey aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator. eigentlich verrückt sey, indem er nicht begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgetheilt, die in Erstaunen setzten wegen der plastischen Ründung und des glühenden Lebens, mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich

geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth.“ „Dessen wollen wir eingedenk seyn, so oft wir bei unsern Zusammenkünften einer dem andern nach alter Weise manches poetische Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einsiedler Serapion sey unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder.“

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen, sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist, und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sey ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich seyn — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigibt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den

Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zur Conterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daseyn aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sey. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als es ein Anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt, er hat gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns gibt; sie sind nicht etwa mehr,

nicht etwa weniger, sie sind ein Anderes. Er gibt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fische des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben. und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Mährchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rothglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmann'schen Erzählungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuerst verlieren. Man

hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüths. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen gesunden lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden, und das Geschrei der Eulen, die um Aeser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers widerklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben“ genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfasser einem der Serapions-Brüder sagen läßt: „ich table, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Ueberspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird,“ hat der Verfasser das Urtheil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden

ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt seyn, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst seyn, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser gibt, sind keine Dichtungen, sie sind ein Anderes, und hier ist das kurze freundliche Abendroth des langen mürrischen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können. Denn ein Buch will Nichts, es zeigt sich, es ist da. Aber fordert auch ein Buch Nichts, so gewährt ihm doch der Leser Etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetischen Werkes habe ich gewagt, ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante Pinel, es ist die Epopee des Wahnsinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!“ — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet, und sie versteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist, zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen.

Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen, und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem Ersten und Dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe

einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt Alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurtheilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war, und die Weiber seiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks." Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner weniger gedenken; jetzt ist die Asche dieses Phönix schon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.

Von diesem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin sind in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen, und in England, wie in Spanien, hat man es übersetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — sagen die Verleger — ist es weder

Italiens noch unsere Schuld." Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darniederliegt, so kann man nichts Heilsameres thun, als der Jugend diese Krankheit zu inokuliren, und es gibt keinen Arzt, der dieses besser verstünde, als Herr Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freiheit schön troz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Uebel auszuweichen, gibt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurtheilen zu lassen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen ist, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der französischen Kaisergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte sie ein Prevotal-Gerichtshof erschießen lassen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geschehen läßt, seine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre später ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigesprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden sey. Freilich konnten Bösewichter, welche in

Verdacht gekommen, mit stammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter Nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit, und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestäts-Verbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe, und sprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt ist groß genug für uns Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles, und einer müßte Platz machen, und darauf hatten letztere den geistreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor Napoleonischen Offizieren, die, Bononischen Steinen gleich, die Majestät ihres Gebieters eingesogen hatten, und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder

Bacheville in den Ländern reisten, wo deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „**Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire**" — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen **Ouf!** erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und starb in Asien an der blosen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft

von

Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung, 1823.

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht — es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödtlich ist, — als an der Systemsucht der Aerzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: **fiat justitia, pereat mundus!** — und unter Gerechtigkeit verstehen sie das, was *sie* für Recht halten. Der Arzt muß aber seyn wie ein Hofmann: er darf keine Grundsätze haben, und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünsche und Befehle seiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrschsüchtig ist. Deren Winke verstehen lernen (denn sie

spricht nicht immer); deren Gebote erst vollstrecken, und dann in Erwägung ziehen — diesen Weg geht der ächte Heilkünstler. Als einen solchen zeigt sich der Verfasser der „kleinen Beiträge." Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren sachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den schönsten Musterbildern für die Kunst, zu beobachten. Der Verfasser sucht und findet, und unterscheidet sich hierin von vielen Andern, die erst finden und dann suchen. Wer sich nur Etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit versteht, dem wird schon die Schreibart des Verfassers das vollkommenste Zutrauen einflößen. Es herrscht darin so viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterschreibt, als hätte man mit eigenen Augen gesehen. Unter den erzählten verschiedenen Krankheitsfällen sind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum Lesen und Beachten empfohlen seyn mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeschichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem sie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologische Erscheinungen gezeigt, mit Genesung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung, möge auch die Krankheitsgeschichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den physischen Folgen einer gewissen sinnlichen Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch-medicinische

Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört in seiner Ansicht vom thierischen Magnetismus weder zu den Gläubigen, noch zu den Ungläubigen; die einen sahen Alles, was sie zu sehen wünschen, die andern übersahen Alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger Arzt, verläßt sich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutischen Mittel mochten das Ihrige gethan haben. Ein magnetisirtes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum, und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbüb-

gewesen, die ihren Arzt und die andern Zuschauer zum Besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisirenden Aerzten noch mehrere finden, die so umständlich, als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Révolution Française, par Thiers.

(Nur die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesetztesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwei Punkten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches, und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein

Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sey, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten, und sie unbefangen zu schildern. Diese letztere gute Eigenschaft sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sey ein Nachgeborner, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „**commun intérêt de la justice et de la liberté**“ zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: Welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen Andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache, oder eine gute schlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Gesinnung? Nur die Letzteren hassen sie, die erstern nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre

Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der Nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat Nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen, und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt, und man verzeiht ihnen Alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts Andern nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht, und sie unterscheiden sich

hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unsern Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er spricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei, weniger als Deutsche, der Gefahr ausgesetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Uebelbefinden sich äußert, verwechseln

sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit Schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu seyn; aber der Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie gibt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter, und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr. Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben wird, und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's ist vortrefflich, und die Marats wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr in's Kleinliche ausgemalt

sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer in's Große drapirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter, als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als das er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist, und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend Andere,

die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre Dieses und Jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre lès trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats." So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht blos im, sondern auch noch nach dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe gesiegt. — Die Ausschweifungen der Revolution nicht zu

entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se souléve."

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot sagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen, und den Farbenstaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien streuen.“ Diese Vorschrift ist ungemein artig erdacht, und sehr zierlich ausgedrückt; es ist aber nicht immer leicht, sie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfasserin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib ist, und auf die Menschen ihrer Abneigung einhaut wie ein Husar; ihr, die eine Gräfin ist, und so marktschreierisch schimpft, daß sie das eitelste Häringsweib mit Beschämung anhören würde; ihr, die eine gute Christin seyn will, und alle Blitze des Himmels auf die Widersacher ihrer Gesinnung herabflucht, und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenstrafen der Philosophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren steht, und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieser Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogensaft

bis zum Rande voll, und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der socialen Alterthümer unterscheiden sich darin vortheilhaft von den Freunden der artistischen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im Uebrigen sind sie gottlose Menschen, und so arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifiziren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister, alle wohlthätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht was, sie fragen, wer hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christenthum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum gestürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orleans, gegen

den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; später war sie den Republikanern zugethan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserve-Liebhaber — aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre, und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen sehen, als politisiren hören. Es ist nicht blos lächerlich, wenn sie sich in die Politik mischen, es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich

wäre der gejagte flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder gemordet; wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses Mutterherz ist stets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Achse der Erde und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur

weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Gibt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es, wie Frau von Genlis, sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Versammlungsörter für die philosophischen Schriftsteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist als sagte man: der Sonntag sey die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmählig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit

führten. Seit Luther steigen wir, und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Universitäten haben in Deutschland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Thürsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich sey sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Wiedergenesung habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der sogenannten Encyclopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächform und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf, und halten so gottlose, abgeschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen und überlegen

ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sey der himmlische Vater ein König Stanislaus, und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft seyn — aber nein; Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine-Marquis-Natur, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr, zur Partie, welche verlieren soll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Gesprächs-Spielen der Frau von

Genlis, der König der Schwarzen — Voltaire grausam verfolgt und endlich eingeschlossen wird, versteht sich von selbst. Dieser Mann ist der geistige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter, und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat sein Erbe verschwendet, zum Schaden seiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menschheit. Fouqué ist ein verdienstvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und seitdem habe das runde Universum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf gescholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeschmackt, unwissend. Sie sagt, seine Schriften wären ohne Werth, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftstellern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben. . . Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals, auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbach'schen Mahlzeiten chemisch untersucht, und, in Absicht zu verläumden aus den gesündesten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein distillirt hat, führt sie des

Gegensatzes wegen mehrere Standespersonen zusammen und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers, und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf, und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: „man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltner findet, als in den untern Ständen.“ Wohl gesprochen! sagen die Andern. . . Eine Herzogin sagt: „Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dieß ein sehr böses Zeichen.“ . . . „Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten, und der bei ihr die Besuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen.“ . . . . Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch

die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so schwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX., hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er suchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen, und den Adel zu verachten; er kehrte oft, ohne alles Gefolge, in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an seiner Tafel essen." („Ludwig IX. war ein liberaler König, nach der heutigen Bedeutung des Wortes" — setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon; so wird er von denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die

schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich weil eilf Zwölftheile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse.“ Sonst sey dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter geschrieben: quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.“ Diese nobeln Gesinnungen, so delikat ausgedrückt, seyen höchst rührend. Wir andern, denke ich, finden diese Scala der Pietät, die von den Füßen, über die Hände, bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönend und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen seyn, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen — ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie, gleich einem alten Feuerwerker, das grobe Geschütz der Polemik bedient, muß man sich erinnern, daß sie unter Napoleons-Regierung eine freie Wohnung im Pariser Arsenal gehabt.

---

*

Fragmente und Aphorismen. *)

1.

Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die g u t e Seite.

2.

Eitelkeit ist Oekonomie; man sollte sie nicht tadeln, sie ist eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen seiner Eigenliebe zurück und bringt so endlich einen kleinen Schatz zusammen. Auch hat man Unrecht zu behaupten, daß sich nie wahre Verdienste zur Eitelkeit gesellten; man kann sehr reich seyn und geizig zugleich. Von zwei Menschen mit gleichgroßen Verdiensten, von welchen der eine eitel ist, und der andere, was man bescheiden nennt, ist im Grunde der Eitle bescheidener als der Bescheidene. Der letztere weiß, daß er reich ist, und denkt, es

*) Die Aphorismen 15. 16. 17. 18. 91. 101. 102. 211. 212. 213. 269. 301. der früheren Ausgaben sind in dieser Sammlung weggeblieben, da die Aufsätze, denen sie entnommen, im fünften Band vollständig mitgetheilt werden.

könne ihm an Ruhm nicht mangeln, so oft er ihn brauche; der andere ist vorsichtig, traut seinen Verdiensten nicht und spart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend ist, ist es Eitelkeit auch; denn sie ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menschen ungern umgehen, beweist nichts für ihren Fehler, sondern für unsern. Wir meiden sie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, sie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sey einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: Alles was ist, ist gut. Ob es wahr ist — nicht der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht. Ein deutsches philosophisches System kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirthen, wenn sie uns gebackenes Brod vorsetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann kämen wir gar zu spät an den Tisch. Doch das gehört nicht hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philosophen

wegen seiner Lehre und diese selbst sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sey für die Regierungen vortheilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu seyn, weil Alles, was ist, gut ist. Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß, wenn jener Grundsatz wie bezeichnet ausgesprochen, und wenn er wie berichtet angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wissen, was sie wollen, da es keine Lehre gibt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles, was ist, ist gut. Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungspräsident oder gar Minister; seine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophen-Minister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhülfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen erinnern, daß er früher Philosoph gewesen — die Katze läßt das Mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr sprecht; geht eures Weges, Alles, was ist, ist gut... Schön Minette, man muß seiner Natur treu bleiben!...

Wenn aber jetzt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Minister-Philosophen die Fenster einschlügen, die Kassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Minister-Philosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht, was Sie reden, gehen Sie ihres Weges, Alles, was ist, ist gut; ein Ist ist wie das andere Ist; ist eine Regierung, so ist ein Volk; ist Ordnung, so ist Anarchie; ist Gesetzmäßigkeit, so ist Revolution; ist die Macht, die ist, zu ehren, so ist unsere Macht auch eine, die ist — was würde der Philosoph darauf antworten?.. Der Philosoph gar nichts; aber der Minister ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das ist auch das Klügste, was er in einem solchen unphilosophischen Falle thun könnte. Aber, nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich von seiner Frau seine alten Collegienhefte holen, sie abstäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder, und machte durch den Satz: Alles, was ist, ist gut, einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge, als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

7.

Es gibt Menschen, die geizen mit ihrem Verstande, wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es ist schwer zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft sey: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche

Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen und glaubt, jetzt wäre Alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu thun sey.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl; damit macht sie zwanzig Jahre alle ihre Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

12.

Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

13.

Ein constitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon

Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihr Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

14.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

15.

Die öffentliche Meinung ist eine See und man behandelt sie wie eine Suppe. Verrückte Köche stehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blasen abzuheben; ein vierter bläst, daß ihm die Backen schmerzen; ein fünfter will sie aufessen; ein sechster sie dem Haushunde vorsetzen; ein siebenter sie in das Spülfaß schütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gasse werden euch noch auslachen!

16.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geistigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf diese Weise wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unseres Landes können also ruhig bleiben; denn unsere grobe Packnadel zerrisse nur die

fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein großer Mißverstand ist es, politischen Schriftstellern Grobheiten zu untersagen und Feinheiten zu verstatten! Man sollte gerade das Gegentheil thun.

17.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.“ Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu seyn. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die ächte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das

hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! daß er es nicht ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren, macht weiser, als eine Wahrheit finden.

18.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah, und daß es jetzt noch immer geschehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das Beste, was sie thun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandtheile aller möglichen Meinungen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? — was werden sie darauf erwidern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Personen zu thun habt,

sondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber stehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser den Athem als den Verstand verlieren.

19.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenosse des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikanischen Reiche" geworfen. Wenn er Nichts deutlich gesehen, so ist das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt und es bestimmt haben, den europäischen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz, in ewiger seliger Ruhe, und lächelt des sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, suppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; sagt er, die

Freigebung Südamerikas berührend: „kaum ist wegen des Reichthums an verborgenen Rücksichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich“ — hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilschifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag“ geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob seyn, er fühlt menschlich — mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine Faction, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, gibt es keine bessere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Declamationen die Thatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu setzen. Aus diesem Grunde haben wir nachstehende Notizen über den Zustand von Neuspanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachtheilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Emanzipation für Südamerika selbst geworden sind.“ Und nun stellt Herr Pfeilschifter seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Facit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen keinen Deut

und kein Seelchen abziehen. Es soll sich Alles so verhalten, wie er gesagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emanzipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau, und Gewerbthätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen seyn. Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen den Auftrag erhalten? Das ist das ewige Räthsel! Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken, und lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilschifter, der ja selbst gesagt, daß wir Andern unsern Betrug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

20.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor Oken eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, daß fünf die herrschende Zahl in diesem Theile des menschlichen

Leibes sey und schließt dann mit den Worten: „Diese Gesetzmäßigkeit in unserm Leibe, ja in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens, erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das Land, in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchem Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen: in welchem den Gelehrten und Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust dem zu danken, durch den dieses alles hervorgebracht, erhalten und befordert wird, dem Könige der Gelehrten und Künstler!" So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein Angebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des bairischen Königs besungen! Das bairische Recht, fest wie eine Wirbelsäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien Alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konstitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit,

selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührerischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie censirt, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer. Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villéle Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

21.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unsern Winterherzen lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen; dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakspeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

22.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Muth des Geistes, aber nicht den Muth des Charakters, und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt wie es früher wohl geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervortheilen, und durch jüdische Schlauheit sich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Ciceros, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's lesend, das er beim Eintreten des Cäsars schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der

sein Vaterland sehr liebte.“ Das ist ganz der stolz-gutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

23.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

24.

Was die Besten und nur die Besten unter den Zeitgenossen wünschen, das geschieht zwar auch, aber spät; denn da die Besten ihrer Zeit voraus eilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald.

25.

Die Vorsehung ist auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der schlaueste Mensch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

26.

Manche Menschen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher gibt es so viele Köpfe, d.

unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll.

27.

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl, als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen Nichts thäten als spielen und singen, und für Nichts Sinn hätten als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen seyn, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sontag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der

Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

28.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustechen. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt Jene Vorläufer, Unruhestifter, Verführer, Schwärmer, und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie Nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.

29.

Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr Gewöhnliches, auch etwas sehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch Jene sich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Thaten, ungestört in ihrem

einsamen Zimmer nachdenken können, und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erstaunen. Wenn die deutschen wissenschaftlichen Männer den Verstand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Ansehen haben sie nie gehabt.

30.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte versteckt.

31.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz? „das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtags von 1826 bis 1827." Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät — schadet aber nichts. In Deutschland kömmt Nichts zu spät; die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist Nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einsender langer Abhandlungen kommen

unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitschriften, und sie erhalten größern Lohn. Aber etwas Anderes schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem so übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist einer deutschen Stände-Versammlung mittheilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmstädter Destillateur im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: **Extrait d'Ennui**, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, **Eau de Hesse**, **double patience**, **Esprit de Mirabeau**, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtags-Berichte ist unter Anderem von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir Folgendes: „Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinen Grundvermögen $= A$, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen $= a$; sey ferner der rein persönliche Erwerb des Y, — der kein Grundvermögen besitzt und kein steuerbares Gewerbe treibt, — $= 2a$, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesammt-Einkommens auf die

Wohnung verwendet werde: so verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anspruch; so muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$ und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal, und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungsteuern oder wie $\frac{A+a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." —— Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum Besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses Alles nicht eben so deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, gibt es denn, die das verstehen? Wie viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Nord-Deutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutschland, und Hannover besitzt ohne Widerspruch die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Kopisten

abwechselnd zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Kopisten, die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders seyn kann; denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Stände-Versammlung (die man hier Landschreiberei nennt), der dritte bei einem Justizrathe und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben gewöhniglich statt gewöhnlich; setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck statt k. Uebrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus jedem Dintenklekse, der sich im Manuscripte befindet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen bekam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen vier Kopisten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum Abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genöthigt, ihn selbst zu kopiren. Wenn nun sogar vier hannövrische Kopisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? warum gehen wir bei ihnen nicht in

die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris besetzt?

Es pflog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

32.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sey Nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt Nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz, der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft.“

33.

Es ist so etwas Kleines, groß zu seyn in unsern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute ist, woran sich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

34.

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemonteser, wenn die Russen sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

35.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht behalten, wenn er Recht hat; doch das Recht haben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Recht behalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten sprechen.

36.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornsteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Uebel vergrößert.

37.

Herr von Hornthal hat in der bairischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konstitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfniß fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verschwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Werth der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokus Pokus und aller sonstiger Schnickschnack, dem man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber,

streng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug seyn. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt, und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht Alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zweien Dingen Eins. Entweder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Gräulichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß diese finstern Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

38.

Man sollte denken, wer sich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet Nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menschen, Vornehmen wie Geringen, ist ein solcher Aberglauben anerzogen, daß sie zittern vor dem Rauschen eines Blattes, ob sie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politischen Welt hat diese Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherrn fehlt

es manchen Fürsten, aber an diplomatischen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauschen eines Blattes.

39.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchien zu Gletschern und Lavinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

40.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

41.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin erst über die neue Form der Hauben, dann über das Schicksal von fünf und zwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau Pompadour den Plan zum bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landcharte mit Schönpläſterchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

42.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

43.

Denkt euch: ein Arzt untersagte seinem Kranken jede anhaltende Bewegung, sie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, den Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jezt denkt euch: ein Volk sey krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staats-Aerzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Krise abzuwarten.

44.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jezt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten gestellt. Daher scheint es, als

hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das, die erste Hälfte des Geheimnisses. Die andere Hälfte ist: früher wurde durch Hebel regiert, jezt geschieht es durch Menschenkraft, und so weiter! Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

45.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue so blutig macht, ist die Enge des Weges, der von jener zu dieser führt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart ist die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche sich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern sich darauf. Tausend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beschleunigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Mensch muß auch gerecht gegen sich selbst seyn, das ist nicht seine Schuld, das Schicksal hat es zu verantworten.

46.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erstens, französisch sprechen, zweitens Nichts sprechen, und drittens die Unwahrheit sprechen. Diesen Künsten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in guten Vernehmen mit sämmtlichen Mächten geblieben

ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen Alles, was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt. Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen andern einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen.“ Quelle horreur!

47.

Jede Gegenwart ist eine Notherbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! sie muß sie und zwar ganz übernehmen mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

48.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

49.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen,

ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Diese Wirthin läßt den reichen und lustigen Studenten auf Borg zehren und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

50.

Die Geheimnisse der Politik und die brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt; denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinnst. Und das Erzeugniß so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

51.

Die Mauern Jerichos sind freilich von den Trompeten der Juden eingestürzt; aber es geschehen in unsern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen zu glauben, das Geschrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

52.

Welche Staats-Verfassung ist die beste? „Diejenige,

die am besten verwaltet wird." Diese Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz, und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte eben so gut, nämlich eben so falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwiedern: das gesündeste — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stände, als ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weise mehr als ein gesunder Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

53.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht." Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. . . Unsere heutigen Finanz-Minister, die ihre erschreckliche Noth haben, bis sie das Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

*

54.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen seyn, daß die Aristokraten, sowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren schriftstellerischen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten sprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier ist mehr, weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß, als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem erstern Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exceptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden, und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser, als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte, den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier dasselbe

Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, so lange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite suchen die liberalen Redner und Schriftsteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwischen diesen beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrschermacht, welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscherrecht, welches den Gesetzen unterliegt.

55.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache absolute Monarchie genannt), ist es Grundsatz und muß es Grundsatz seyn, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihre Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräsentation stattfindet, und gehe einen Zeitraum durch, so lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie

ja Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

56.

Lange Zeit haben sie sich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finstere Ungewitter heraufgestiegen wider ihren Willen, haben sie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuversicht verloren. Sie nehmen sich vor, den Sturm eine Rossinische Arie singen, die Blitze symmetrisch als chinesische Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu lassen. Auch der verschlagenste Dieb kann aus seiner Verborgenheit gezogen werden, er halte sich versteckt in dichten Wäldern, in unterirdischen Höhlen, oder in dem finstern Winkel eines Hauses. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menschlichen Herzens zu vertreiben, dazu ist selbst die himmlische Polizei nicht schlau genug.

57.

Die Menschen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geschichte darbietet, weiser werden, wenn sie sie unentgeldlich benutzen könnten. Weil sie aber dafür zahlen müssen, benutzen sie sie nicht; denn das Schicksal warnt wie die Buchhändler: „beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.“

58.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als blose Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

59.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (so lange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sey König der Welt, und das Recht sein Schwert.

60.

Konstitutionen, wenn sie dauerhaft seyn sollen, müssen Fresco gemalt werden. Andere sagen das Gegentheil. Wir wollen sehen, wer Recht behält.

61.

Der ächte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes erröthet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

62.

Frau von Staël sagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geschieht.“ Das mögen Jene sich merken, die das Heil der Welt von einem politischen Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu seyn, und darum ist es besser, sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann, der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangeen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohlthat, die sie einem großen

Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohlthäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten sind noch immer geopfert worden.

63.

Die Staatsmänner schreiben ihre Erfahrungen mit Bleistift auf Pergament-Tafeln, und ist das Blatt voll, löschen sie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher sind sie oft klüger, als gestern, aber niemals klüger, als vorgestern.

64.

Philidor konnte sechs Schachpartieen zugleich spielen, und er gewann sie Alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die stille stehen, bis man sie bewegt. Wer aber mit Menschen spielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

65.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté,“ antwortete dieser mit tiefer Verbeugung. . . So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen in welcher die Zeit ins Kindbett kommen soll.

66.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen,

was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende Noahs-Arche, und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

67.

Der süße Brei ist aufgegessen . . . jetzt balgen sie sich um die Schärre . . . darüber zerbrechen sie den Topf . . . dann gibt es keinen Brei und keine Schärre mehr . . . dann schlagen sie sich auch nicht mehr.

68.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

69.

Häringe oder Sardellen — das ist der ganze Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Gesalzen sind sie immer noch, und werden es immer bleiben.

70.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

71.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaften der Menschen benutzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerthe sich seiner Erfüllung naht.

72.

Auf der Weltbühne ist das Schicksal der Souffleur, der das Stück ruhig und leise abliest, ohne Geberden, ohne Deklamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges thun die Menschen hinzu.

73.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, so lange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seyd nicht länger der Kopf des Bandwurms.

74.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am andern Morgen gehängt werden. Auch sind sie wirklich verurtheilt;

nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer lezten Mahlzeit, so theuer sie uns auch zu stehen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sey unser Trost.

75.

Die Schreiber Regenten. — Es geht drunter und drüber in unsern Staaten her, weil die Beamten nicht verstehen, auf das Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht Jeder. Und wie sollte es anders seyn? Schuster, Schneider, Schlosser, müssen in Deutschland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß, wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren, denkt man, sey eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge, der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals steht von dem gegenwärtigen so weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verstehen es auch nicht.

Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein Paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrath, aber nicht Mundvorrath genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten, das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrolirt und kabalirt! Der Director ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirth bestrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu

diesem Allen ist Euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das ist eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist Euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das ist Euer Praktikum; und dann laßt Euch Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

76.

Karamsins Geschichte des russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge, den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maaßstabe der Besteuerung nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle, neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigern gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich ihr selbstgewähltes Bett gruben, und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen ihren

angetretenen Weg fortsetzten? . . . . . Das alles finden wir in der russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere könnte in klaren verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sey, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig sollte man nicht seyn, man sollte stets, selbst mit Verluste des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in seiner Mitte einen großen Geschichtschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins

Geschichte des russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig, und wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sey. „Der russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewundernswürdiges, in den Annalen vielleicht *beispielloses* Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. *Ueberall*

führte das Schwert der Starken oder die Verschlagenheit der Ehrgeizigen die Herrschermacht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit): in Rußland wurde diese mit der allgemeinen Zusammenstimmung der Bürger gegründet....."

77.

Deutsche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die **Gazette de France** von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu seyn wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maaß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maaßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz=

zu sagen gewagt: Der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation," weil sie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt auf's Prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmährchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter" als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von dem Vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jezt verstorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche

Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und Gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb bei allen Fürsten Europens. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

78.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht

überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt, oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen

der Fürst v. Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht seyn, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört, um zu schaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender, als die schnödeste Willkühr. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, so bald ihn durstet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil ist ihm längst gesprochen: Die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, sind ihm nicht beigetreten.

79.

Ein ehrlicher Mann, der in sogenannten Welthändeln

verwickelt ist, verfällt oft in Gewissens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man sein Gesicht für eine Maske hält, wird er an sich selbst irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute sich nur in ihm betrogen.

80.

Die heutigen Menschen, in der kleinen, wie in der großen Welt, sind über ihren eigenen und wechselseitigen Vortheil so aufgeklärt, daß sie sich einander nicht mehr täuschen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geschieht, ist es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder sich verstellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, ist — offenherzig zu seyn.

81.

Es gibt immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

82.

Vernunft verhält sich zum Verstande, wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

83.

„Alles für, nichts durch das Volk“ — sagen die

Schlauen. Das heißt ins Aufrichtige übersetzt: nicht am Gelde und Gute ist uns gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichthum und sinnlichen Genüssen strebt; denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkühr. Nicht Mirabeau, ein Wüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

84.

Schon manches dunkle Räthsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelöst; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch ein Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Sein Bedienter aber als Mitschuldiger verdächtig, ward auf's Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkühr und der Revolution verflossen noch mehr als fünfzig Jahre!

85.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der

Berechnung eines der zuverläßigsten Schriftsteller, und um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „sieben Millionen Menschen, die Almosen verlangten und zwölf Millionen Menschen, die nicht im Stande waren, Almosen zu geben." Jetzt ist der Wohlstand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es gibt keine Bettler mehr .... Man nenne uns den Staat, wo eine so glückliche Verwandlung oktroirt worden ist.

86.

Wenn man das Treiben der französischen Ultras sieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionysius, nachdem er enthauptet worden, seinen Kopf unter den Arm genommen, und damit spatzieren gegangen sey.

87.

Bei dem Einmarsche der königlich spanischen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: Die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer sich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun sind wir wieder, wie vor diesem, sicher auf der Straße und in unsern Häusern; es gibt keine Polizei mehr."

88.

Seitdem das Wunderbare vor unsern Augen sich

erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

89.

Man heilt Leidenschaften nicht durch Verstand, sondern nur durch andere Leidenschaften.

90.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

91.

Eitelkeit ist die sicherste Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie ist die Omphale des Ehrgeizes, und legt ihm Rosenketten an. Wer am Schimmer des Goldes seine Freude findet, wird das Eisen nicht achten, und im Tanzschritte ist noch keiner auf den Thron gestiegen.

92.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield.

93.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

94.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

95.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe.

96.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß

sie sich seit Jahren mit den spanischen Kolonien, den Cortes, der französischen Deputirtenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnen sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen, als 10,000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt,

man nöthigte sie ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores Jud, so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bedienten durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen, und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neuen Kräme, die Börse halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, so lange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann

hinein gesetzt, wenn sie wirklich geboren werden oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht; denn es wird im Intelligenz-Blatte ausdrücklich bemerkt, von der israelitischen Gemeinde sey in dieser Woche Niemand gestorben, Niemand geboren worden, damit sich jedermann erfreue, nämlich an Ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benutzt, und sich unter der Großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Kommission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit“ erfüllt, machten billige Vorschläge.

97.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Krystallisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der fruchtbaren That werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es gibt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch Nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung," herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen Gränze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit, und in einem stammelnden Style geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnöthige Mühe zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sey, und gibt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnwesen und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt (sagt Herr Lehmann). „Wenn

es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfasser scheint sich auf die adelige zu legen) auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen; (also selbst die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?) der in einen Mystizismus verfällt, dagegen unsere Aeltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte, (d. h. schlief) ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben verbreitete, wohl gar noch das Verdienst, (wohl gar noch!) eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist also ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit

umtreiben, vernachläßigen sie die reinwissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geistes erhalten will.“ Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, so würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämmtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein Profitchen stecken müßte — eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister, als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb trotz seiner Heldenthaten so gut, als ein Professor in Breslau, und

man hört nicht klagen, daß so viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen durch ihren wissenschaftlichen Geist in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung seyn, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sey, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden; (das sind ächte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände Schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister wählig macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden.“ Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben, und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sey. Mürbe —

ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe geschlagen, sie hat sie so gefunden; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Noth der Zeit nicht entstehen können. .... Um dem herrschenden Mysticismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, so wollen wir ihre beste Freunde werden, und täglich beim Frühstücke eine Viertelstunde in des Professors Maas Compendium lesen.

98.

Biographie. — Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen, und Jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die Letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Thiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt

und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unserer Zeit, mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen, oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen, daß Nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne, die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und schon darum allein könnten Samuel Baur's (Pfarrers im Würtembergischen) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt,

uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemälde“ nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und 12 römischen Seiten mit großer Geduld durchlesen; doch so oft das Urtheil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Bösewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspective dargeboten, aber die Sinne können Nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Kabinette, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reisender Handwerksgeselle ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Heide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache

zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei sey unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; Alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindsamkeit geschworen hat." — Von Lessing wird gesagt: „Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften."

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klassen, worin der Inhalt die denkwürdigsten Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herrschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betreiben. —

Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leset immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutsche Studenten zusammen gerechnet, und dabei sanft und fromm war.

99.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt — was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen und ihm für die übrigen fünf Buchstaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun

habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt, aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften bald die Verfasser, bald die Redaktoren, bald die Zensoren abbrevirt haben. Es ist schade, daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender, als das. - Wir Deutschen sind zimperlicher, als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

100.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das constitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden

— es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

101.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen, welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden, und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil sähen. Schlimme Fürsten haben, an die Zukunft denkend, manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält Nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt stattfinden, nichts Anderes sind, als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

102.

In der bürgerlichen Gesellschaft gibt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück, und sucht sich einen sicherern Schuldner.

103.

Man kann verhindern, daß Völker l e r n e n, aber ver-l e r n e n machen kann man sie Nichts.

104.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

105.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sey ein Kutschpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatskarosse, in welcher nur er sitzt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren Beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer, hierauf zu antworten. Der politische Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

106.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Herde und Rauchfänge der menschlichen Seele bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren, ob Alles brandfest gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft sind, und ob mit dem Lichte vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau,

verbunden mit den Löschanstalten der Zensur, würde eine vollständige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

107.

Es gibt politische Karyatiden, die sich mit tragischen oder komischen Fratzen geberden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind, als die untern Theile des Hauses.

108.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Prozeßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privat-Entschädigung gewöhnlich Nichts mehr übrig bleibt.

109.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren, als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man

will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

110.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — Nichts bebte als die Erde, und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprungen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

111.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubniß, außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt.

112.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag seyn, und dann hören die Schreier von selbst auf.

113.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesetzt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an, sich den Schnabel putzen zu lassen!.. Aufgabe zur Uebung des Verstandes: Wo sind die Füchse, und wo sind die Störche?

114.

Ihr möget immerhin in Hübner's synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sey als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satze und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er Nichts, und hat er beschlossen, und es wäre

reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert, und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit solchem fröhlichen Muthe übernehmen sie die Mühen des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind, statt zu beweinen; man möchte seyn, wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt, und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz, und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland, fielen in's Wort; immer von Neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verstehen wird, von den Zusammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft Alles erschrocken auf's Feld hinaus, denn sie meinen, die Erde bebte; da doch Nichts gebebt, als ihr schwaches, schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen — schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade die Stärke des protestantischen Prinzips jener Völker im Staate und Einzeln-Leben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem Christus, und nach Versicherung der Kunstkenner sey dies Gebild das Höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler die räthselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gott-Mensch der Christen aber ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

119.

Warum ist die Heimath des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachsteuer aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine solche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesammte Menschheit.

120.

Haben und Seyn sind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habsucht und Selbstsucht, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

121.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

122.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

123.

Der wahre Muth ist nicht blos ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

124.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich seyn in dieser Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es ist Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen?

Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn festgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man thut Recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das blose Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stände! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmüthiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit Nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung

und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für seine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu födern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der blose Schall eines Namens, der so weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmüthige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes, gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurst, und die Ehre des Hosenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja Keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt

durch den Sturz Napoleons nichts Weiteres gewonnen, als daß die Zentner-Last der Noth in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöthen zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blutigel dieses fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königs-Dynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es gibt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt Ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden sämmtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Ceremonienmeister leben: so — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer und könnt ruhig schlafen. Wollt Ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Welttheil, mit der ungeheuren Kraft seines Beispiels, auf die Eierschalen der europäischen Fürstenthümer drücke, so

sendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen und so Euer Retter werde.

125.

So leicht es ist, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, so schwer ist es, Männern die Wahrheit als Fabel darzustellen. Man hat uns Alle zu den Griechen und Römern in die Schule geschickt, und nun, da wir in das Leben treten, und das Erlernte auszuüben gedenken, verspotten sie uns und sagen, Alles, was wir gehört, sey nur Mährchen gewesen. Aber es ist zu spät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem sie, um sich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteste Vergangenheit schickten, und sie vergaßen, daß die Geschichte rund ist, wie die Erde, und daß man fort und fort schiffend, wieder zur Heimath gelangt.

126.

Es gibt Menschen, die wohnen auf dem Cimborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen — sie behalten immer Recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sey, als eine Lanze.

127.

Aristokratie oder Demokratie? — Das ist der

Rechtsstreit unserer Tage. Nur nehme man diese Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie sie die Leidenschaft und das Feldgeschrei der Kämpfenden ausdrückt, sondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wissenschaft gibt. List und Bosheit haben auch die Fürstlichkeit in Beschlag genommen, sich anstellend, als werde ihr Recht streitig gemacht; aber die redlichen und verständigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: soll es Fürsten geben? sondern soll der Fürst, der Fürst der Aristokratie oder der Fürst des Volkes seyn? Nicht so leicht als wohl Viele glauben, ist es, diesen Zweifel zu lösen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung ist auch eine Schmeichlerin und spricht zu Jedem, wie er es gern hört. Die Aristokraten können ihre Ansicht mit folgenden Gründen vertheidigen. „Die edelsten, kräftigsten, geistreichsten und tugendhaftesten Menschen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünscht; das ist der stärkste Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menschen sind nur immer in geringer Zahl, und was für sie gut ist, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menschen, welches auch der Vorzug sey, der sie über Andere erhebt — Genie, Talent, Kunstfertigkeit, Muth, Seelenstärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wissenschaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünschen, ist so verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer solchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die Natur angewiesen, wo er seine Kräfte nach

innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln, und seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft bis zu seinem Werthe steigern kann. Was soll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geschehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man sie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geist und Kraft, wie es in den demokratischen Staaten des Alterthums geschah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Klienten-Troß den Geistes-Aristokraten nachziehen lassen? Ist die Aristokratie des Adels verwerflich, so ist es die Aristokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsstand ist nie so geschlossen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen könnten; Glück, Verdienste, die Gunst des Fürsten, können auch den Niedrigsten erheben. Aber die Geistes-Aristokratie ist durchaus unzugänglich, in ihr herrscht der blinde Zufall der Geburt, die Gunst der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei aristokratischen Verfassungen, wie sie noch in den meisten Staaten Europens gefunden werden, wo die bürgerliche Gesellschaft in Stände zerfällt, werden die schwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beschützt, befördert. Den verdienstlosen Hofmann schützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geistlosen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und so jede Körperschaft ihre Mitglieder. Auf diese Weise bestehen Alle, Keiner geht zu Grunde, und selbst die Geistes-Aristokraten

bestehen; denn ist es ihnen auch nicht verstattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen sie die Natur belehnte, so haben sie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und ist auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, so steht es ihr doch frei, in den ihr angewiesenen Gränzen nach dem Höchsten zu streben. Jeder Edelmann kann die höchste Ehrenstelle, jeder Beamte das wichtigste Amt erlangen; jeder Kaufmann kann sich zum reichsten, jeder Handwerker zum gesuchtesten, jeder Gelehrte zum geachtetsten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufschwingen. Ist diese Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um Keinen ohne Wirkungskreis zu lassen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratischen Verfassungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat Jeder, wohin er auch seine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgesellschaft in Stände geschieden ist, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenossen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt sind, ohne Schwindel über schmale Höhen zu gehen, alle Brustlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde schützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die sich bei Schlägereien durchzuprügeln, die sich gegen Räuber und Diebe zu schützen wissen, die Polizei abschaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrlosen schützen,

niederreißen?..., Und bis jetzt haben wir blos von den Individuen gesprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Gesammtwesen, als einen selbstständigen Körper, so ergeben sich die Vorzüge, welche eine aristokratische Verfassung über eine demokratische hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbstständigkeit genießen nur aristokratische Staaten; Ehrgeiz, Habsucht oder Zerstörungstrieb können sich da nie über einen gewissen Kreis erstrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürsten gegen Volk und Adel, Verschwörungen des Adels gegen Fürst oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufstände unter Zunftgenossen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jetzt; da aber solche Unruhen immer nur ein Standes-Interesse zum Grunde hatten, mochten sie, und da sie die übrigen vereinigten Stände gegen sich hatten, konnten sie sich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unsern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erschrecken. Nicht etwa, als sey anzunehmen, daß solche Empörungen häufiger als sonst in staatsverbrecherischen Absichten unternommen würden — deren Ursprung mag noch eben so örtlich und deren Zweck eben so beschränkt seyn, als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht solche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr isolirt genug sind, muß der elektrische Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat

durchdringen und mehr oder minder erschüttern." .... Die Demokraten können diese und alle übrigen Gründe, welche die Aristokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es ist gar nicht die Frage, ob es eine Aristokratie geben solle oder nicht; die Natur selbst hat bejahend entschieden. Die Frage aber ist, ob die Aristokratie eine unbewegliche oder eine bewegliche seyn soll."

128.

Der Verstand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

129.

Es gibt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmuthiger führen, als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich vertheidigend in den Weg stellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

130.

Man fand im Alterthum geld- und geistreichere Menschen als jetzt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

131.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

132.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen sie sey — eine Million in Scheidemünze.

133.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da, wo man sie ihm gegeben: So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finstern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem sich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und besonnen nach Hause.

134.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die, Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen

den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimath, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und Niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseyns in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

135.

Man bauet selten seine Meinung auf festem Grunde, man baut sie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke schwache Stützen, und erst wenn man mit dem Dache fertig ist, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

136.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde und seine Macht ging unter.

137.

Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

138.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wenn er ein Fürst wäre.

139.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht, Etwas zu finden, das lächerlicher wäre als die deutsche Zensur! Aber ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchaus nicht reden

wollten, sollten uns die deutschen Staatsmänner auf die Folter spannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regiment ersparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur meinen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geist in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, und wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spiritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmuth die deutschen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobald diese von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münzrecht derselben behalten sie sich vor. Ich will nicht behaupten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschauen uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres, ledernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus der dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort belästigt sie wie eine Mücke. Die Unglückseligen! Darum zählen sie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind so viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländische Macht. Es wird ihnen so bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unsern Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

140.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette, zu den Andern.

141.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemüthern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

142.

Es ist Nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieses ist in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem schönern Sinne eine S c h a d e n f r e u d e. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

143.

So oft ich in eine Universitäts-Bibliothek kam, fühlte

ich Lust, den im Saale Herumgehenden zuzuflüstern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leise auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Professoren.

144.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr als ein Greis auf den Throne. Schon darum muß man suchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

145.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

146.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

147.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde,

noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sey; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

148.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon vorlängst fertig und gedruckt — in Llorente's Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verrathen;

welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Autodafé's, was Füseladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Officium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschleichen.

149.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, so lange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und die von der Bundesakte zugesagten ständischen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte — sie wurden nicht gegeben, sondern nachgegeben.

150.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, diese Worte des Mephistopheles in Göthe's Faust als Motto zu gebrauchen.

151.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreißig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rappierstreiche sind bis jetzt gefallen; der Ernstkampf soll noch folgen.

152.

Ein mißverstandenes Christenthum hat uns Alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die Menschheit sey blos eine Puppe,

nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren, um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vortheil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlichen Willens, und wir machten uns und Andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungs-Verfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß Alles durch Einzelne geschieht, glaubten wir auch, Alles geschähe für Einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte“, wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so guthmüthig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst, jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande gewesen wäre, die Geschichte Europas zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie

die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster, bald ein paar Handschuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neuern Geschichtschreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Columbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lukretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativ-Staaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals. Man durchwandele die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mittheilungen der Pariser Privat-Correspondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner

nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren. . . . . . Hätte man Benjamin Constant im Staatsrathe gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so Etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so Etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeister-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer

für ihren eigenen Vortheil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus der Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

153.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europa's überschauen, so finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christenthum im Gegensatz zum Heidenthum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimären-Politik ....!“ Unser staatsweiser Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben,

bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christenthum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; so lange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders seyn? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren.

154.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie außer dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sey. Dieses ist wahr, so lange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber einmal flüssig geworden, dann nutzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken und man muß sich mit ihnen vermischen.

155.

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht rathsam, dieses zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Uebersetzung verbessert werden. —

156.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

157.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnschale und der engen dunkeln Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet,

und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft seyn.

158.

M ü n d l i c h e Verläumdung ist das Geschoß aus einer Windbüchse: man sieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuschlosen That bleibt unentdeckt. G e d r u c k t e Uebelrede ist die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

159.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt Euch nicht abschrecken, wenn die Zensur, nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei, die neugebornen Kinder Eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geistes umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesetzten Moses-Gedanken erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieser wird der Befreier seines Volkes.

160.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattete, sollten nichts als eine Probe seyn, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

161.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit nicht als ein düsteres memento mori, sondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

162.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

163.

Bei der Versammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputirten durch ein dreitägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

164.

Es gibt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht, was sie sich vorbedacht, und was zu wünschen wäre. Sie erreichen

es darum nicht, weil sie, ängstlich, mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sey. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.

165.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Zensur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren, bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnoth Rettung bringe.

166.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwalte

der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: Der Friede in Europa würde der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Also hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

167.

Die Vertheidiger der Aristokratie sagen: die Natur selbst begünstige die Ungleichheit unter den Menschen. Das ist wahr; aber weil die Natur sie begünstigt, muß die Kunst ihr entgegen arbeiten. Weil das Glück, der Geist, der Muth, die Klugheit einen Menschen über den andern erhebt, muß das Gesetz die Gleichheit wieder herzustellen suchen, muß es dafür sorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienste endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Gesetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Nothwendigkeit werden; das Glück soll nicht erblich seyn.

168.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten, und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort

verschaffen. Sie haben sich mit Ratten und Spinnen befreundet, sie haben die Ziegel der Dächer, die Buchstaben der Bibel gezählt. Und doch sind solche Beschäftigungen erhaben zu nennen, gegen jene andern, welchen sich Jahrhunderte lang die wissenschaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geist nur etwas in Bewegung zu setzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Lust und Kraft auf die Abfassung von Büchern verwendet, welche der Menschheit keinen Trunk Wasser eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man sonst Regieren nannte, wenn man den Geist des Volkes tödtete, um den Körper zu beherrschen. Da liegt ein schwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juristischen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen Zierrathen, die man mit blosen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthseln und Untersuchungen ist folgende noch eine der wichtigsten für die Völker der Erde: „Quaestio: Ob der, so in einem fürstlichen Rescripto oder andern Diplomate Doctor aut Licentiatus genannt wird, sofort für einen Doctor zu halten sey? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licentiatus oder Doctor eingerückt wird e. g. Supplicant unterschreibet sich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius aber nimmt das L auf als Licentiat, und meldet in Rescripto, Licentiat Johann Adam, welches dem keinen Titul gibt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mittheilt, dennoch rei veritatem blose

Denomination nicht verändert..." Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Jurist diesmal Unrecht. **Vox Principis** gibt nicht blos einige honorem, sondern ändert auch oft rei **veritatem. E. gr.** Als einst Napoleon auf der Parade sein scheues Pferd nicht bändigen konnte, sprang ein Lieutenant hervor, und war ihm behülflich: „Danke, Hauptmann!" sagte der Kaiser. „Bei welchem Regimente?" fragte der Lieutenant. „Bei der Garde," antwortete der Schnelle dem Schnellen.

173.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wohl in dem Hafen der Ruhe.

174.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben sich sehr und sagen: „bei ihnen wäre Alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verschwörungen wüßten sie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen schicken." Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutschen Universitäten dieses Glücks theilhaftig zu machen; es ist ganz einfach. Alle unsere Minister, Staatsräthe, Feldmarschälle, Finanzdirectoren, Justizbeam-

Kriminalrichter, geheime Referendäre, Gensdarmerie=Obersten, Polizei=Kommissäre, Actuare und Pedelle sollten sich aus Patriotismus anstellen, als wüßten sie nichts, und noch einmal studiren gehen. Wenn sich alle diese gutgesinnten, ihrem Fürsten und Vaterlande treu ergebenen Männer über sämmtliche deutsche Universitäten verbreiteten, dort die Vorlesungen fleißig besuchten, um den Geist der Zeit und Jugend kennen zu lernen und dieser ihre Grundsätze einzuflößen, dann würde gewiß Alles besser werden und der Friede wiederkehren. Wenigstens kann man wetten, daß, so lange sie auf der Universität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abwesenheit könnten die Fürsten selbst regieren und bei dieser Gelegenheit erfahren, wie viel sie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

175.

Loths Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erkält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Conservatoren der alten Zeiten, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

176.

Auf welcher niedrigen Stufe der sittlichen Bildung die Türken stehen, ersieht man aus der wenigen Kenntniß, die sie von den sittlichen Fortschritten anderer Völker haben;

und diese ihre Unwissenheit verräth sich in den Spitznamen, die sie den Völkern geben, mit welchen sie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob sie zwar gar nicht mehr passen. So nennen sie die Deutschen wüste Flucher (Deschurer Kiasir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir so glatt sind wie geschorener Sammet, selbst Ohrfeigen nur in seidenen Handschuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unsern Sticheleien so lange abbreviren, bis Nichts übrig bleibt als das stumpfe Köpfchen, der Art, daß selbst im grimmigsten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin wir noch gelassen bleiben und nicht sagen: eine aufgeblasene Catalani, sondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblasene C....," welches dreideutig genug ist, da das C auch Circe oder Calypso heißen kann. Die Engländer nennen sie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzosen und Niederländer jetzt mehr sind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nennen sie immer noch Hasen. Für die Italiener haben sie den Spitznamen Tausendfarbige (Hessar Renki), da sie sich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden schelten sie immer noch Hunde, ob zwar diese jetzt fast mehr sind als Menschen und zum Adel der Nation gehören. Die Ragusaner heißen sie Spione, denn es ist ihnen unbekannt geblieben, daß eine weise National-Oekonomie auch dieses Monopol schon längst abgeschafft hat. Die Spanier, die sich gegenwärtig mehr sputen als zu

loben ist, nennen sie Faulenzer. Am meisten Furcht und Achtung scheinen die Türken vor den Russen zu haben, denn sie heißen sie verruchte Russen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die sie den übrigen Nationen geben, angemessen sind, können wir nicht beurtheilen. Sie nennen die Araber Unsinnige; die Armenier, Dreckfresser (Boktschi); die Bosnier, Landstreicher; die Bulgaren, Straßenräuber; die Georgianer, Läusefresser; die Indier, Bettler; die Mainotten, Tollköpfe; die Moldauer, dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornlose Böcke (Bojenssis Stojne); die Polen, ungläubige Prahler (Tussul Giaur); die Tartaren, Aalfresser (Lach Jesidschi); die Wallachen, Fiedler. Von den Böhmen und Kurden sagen sie: Tschingene tschalar Kord vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt... Es würde der lieben deutschen Jugend gar nichts schaden, wenn sie einstweilen obige türkische Vokabeln auswendig lernte.

177.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht blos niedergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle fürder alle politischen Werke in lateinischer Sprache schreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewurzelt, solche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden sich dazu bequemen, lateinisch zu lernen, und es bliebe Alles beim

Alten. Würden aber alle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres geschrieben, ließe man lieber fünf gerade seyn, als daß man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen, Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medicin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunst nicht fremd seyn. Im beliebten Conversations-Lexikon findet man bei weitem nicht Alles, was man nöthig hat, um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution" gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophische Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epiciklisch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole und Dyastole, Alkahest, Lebemeer, floride Schwindsucht, Belustempel, Berserkerwuth, ceraunischen Berge, Senkel, Tyofen, Rosrädbücher.

178.

Die Deutschen sind so angeborner knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all ihr Thun und Lassen, ihr Denken und Reden,

ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht, gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht blos Männer von dieser oder jener Partei, sondern Männer aus allen Parteien haben solche niedrige Gesinnungen oft an den Tag gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Recensentenwesen geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug.“ Dieses heißt nun freilich etwas zu pausbäckig gesprochen, die Ehre unsers Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings das anonyme Recensiren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth besitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen — der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Recensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edler Freund der Unterthänigkeit will aber, daß, „von Obrigkeits- und Rechtswegen,“ das anonyme Recensiren abgeschafft werde. Er nennt anonyme Recension einen literarischen Meuchelmord, (das ist doch gar zu

schauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Gesellschaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer solchen Zeitung, Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literarische Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen... die anonymen Recensenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Jaunergesellschaft. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisiren, daß er in seinem Feuereifer vergaß — seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

179.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die gesetzliche Freiheit selbst kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

180.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, war schon als Kind sehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutschen Lehrer hatten große Noth mit ihr. In der Musik wurde sie von einem gewissen Fleischer unterrichtet. Einst hatte er die Fürstin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Klavier-Note mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten

Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!" rief er im Ausbruche seines Zorns. . . . Man sieht, der Deutsche kann wohl straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

181.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

182.

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

183.

Es gibt Dreiviertels-Menschen, die in der Welt mehr gelten, als sie werth sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addirt.

184.

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter gerecht als schön zu handeln.

185.

Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen.

186.

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

187.

Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft seyn. Freund Hein hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

188.

Um Kindern Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

189.

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

190.

Warum Shakspeare auf deutschen Bühnen kein Glück

macht? Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

191.

Jede Stunde, dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

192.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

193.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte, und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

194.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht.

195.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen; sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen

Pflanzen, Thieren. Es gibt mineralische, vegetabilische und thierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an Leben. Ein Demant ist mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

196.

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen, aber unter einen schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu thun, niemals.

197.

Frau von Sevignè hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie sehr sie ihre Tochter liebe. Man sollte nicht glauben, daß das Herz so viel Geist hat.

198.

Die Geschichte lehrt uns Tugend, aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

199.

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

200.

Ein Mann von Geist wird nicht allein nie etwas Dummes sagen, er wird auch nie etwas Dummes hören.

201.

Das Philosophiren ist eine angeerbte Krankheit des menschlichen Geistes, der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

202.

Nichts bereuen, ist aller Weisheit Anfang.

203.

Schmerz ist der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

204.

Auf der ganzen großen Erde gibt es keine glücklichern Geschöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein die Untersuchung aller demagogischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen, wo diese Orte liegen) ein eiserner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde" wird im

allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel unter die Erde, sondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieser Radnagel „aus der Vorwelt" zeichnet sich merklich von seines Gleichen „in der neuern Welt" aus. „Er ist im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unsrigen, ist etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit, aber etwas schwach." Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammen gelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses gethan? „Die sogenannte Sündfluth kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte also keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verschaffen... Vermuthlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf blos Mittelasien. Eher könnte

umstürzen, noch die Ultras, welche die Constitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

207.

Ein französischer Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geschrieben, und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wissen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

208.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter den Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja sie gewahren ihn nicht!

209.

„Das Vaterland und die Menschheit verlieren an ihm viel" — sagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Washington, Franklin, an Napoleon etwa? Keineswegs; es ist von irgend einem Polizeidirector die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor Kurzem gestorben ist... Der Verstorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamter — aber das Vaterland, aber

die Menschheit! Solche aufgeblasene Redensarten finden sich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das gestorben, heißt es: es sey im 18. Jahre seines thätigen Lebens aus der Welt geschieden! Des Kanzlei-Styls eurer dumpfen Begeisterung, des Commis-Styls eurer unschmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch seiner nie entwöhnen? Ist es nicht möglich, ist es gar nicht möglich, daß ihr besser und gesünder werdet?

210.

Deutschlands Hemmschuh, man wisse ihn zu achten; Thorheit, ihn zu schmähen, weil er aufhält! Die zahmsten Pferde, die besonnensten Wagenführer machen ihn nicht überflüssig. Die Zwingburgen lagen so hoch, der Weg ist gar zu steil.

211.

Wie wird es enden?.. Man hat eine Geschichte von einem jungen Offizier, der in seiner ersten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwischen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu schwach, dem Triebe der Natur zu widerstehen, zu stark, ihm zu weichen, sich selbst tödtete, und starb aus Furcht zu sterben... So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

212.

Wir werden erzogen, als sollten wir Könige werden.

Was wir nicht Alles lernen! — als sey Gehorchen so eine schwere Wissenschaft!

213.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „..... Der Uebergang von der Despotie, wo das Volk nichts, zu der repräsentativen Monarchie, wo es so viel ist... war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativ-Verfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer **tabula rasa** erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfassungen kann dieselbe sich stützen." Rührender ist doch wahrlich Nichts, als die zärtliche Besorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel Die Feudal-Despotie hatte gedroht, die usurpirte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig für, so geschah doch Alles durch das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die sittliche wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution

wechselten in ihrem Drucke, und es ist noch ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen, und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Despoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Despotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk nichts mit seiner Gleichheit, dieser Kapsel der Freiheit, die, sey sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbstständigkeit, wenn er, sein Erbtheil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da sind sie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativ-Verfassung sey unhaltbar, so lange sie nicht freie Munizipal-Verfassungen zur Stütze habe, ist eben so unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte

Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben seiner „Tabula rasa“ zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet seyn, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

214.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimath zurückgekehrt, zierte er sich immerfort französisch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wissen Sie auch, wie Gewitter auf französisch heißt? .. Man könnte diese Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menschheit im Winter bereist, und glauben es zu kennen. Wissen Ew. Excellenz, was ein Gewitter ist?

215.

Es gibt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und sie eßbar zu erhalten: durch Essig und durch Zucker. Die Conservatoren der alten Zeit haben den Essig gewählt. Warum den Essig, da er Vielen widersteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? ... Aber desto besser; sauer oder süß, die alte Zeit ist eine ungesunde Lebensnahrung.

216.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's“ . . . Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen nicht denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

217.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vocale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts Allgemeineres als das. Diphthonge haben schon viel Unbescheidenes, und man wird sie blos in den seltenen Fällen verstatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen.

218.

Es ist eine schöne Erfindung unserer Zeit, den Geldburst der Gegenwart mit den Weinlesen der Zukunft zu stillen und auf die bequemste Art von der Welt lustig in den Tag hinein zu zechen. Unsere Enkel werden auch so klug seyn als wir, und auf ihre Nachkommenschaft Wechsel ausstellen. Diese treibt es dann so fort. Endlich am jüngsten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem sich der Teufel selbst nicht wird befassen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Christenheit wird es mit Beschämung erfahren, daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

219.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und an allen übrigen diplomatischen Tugenden täglich zunehmen, und nach einigen Jahren, wenn die Zensur so lange fortdauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Rußland, sagen sie: „eine große nordische Macht;“ statt zu sagen Oesterreich, sagen sie: „eine große süddeutsche Macht.“ Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indicative mehr, sondern nur noch Conjunctive. Man schreibt nicht: „Tunis ist ein Raubstaat,“ sondern: „wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsschiffe anderer Nationen wegnähme, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden.“ Welch ein Heimlichthun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.

220.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die von Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen, und nicht so viel

Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen, und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Morgen seiner Sippschaft erzähle, wie viel angenehmer es sey, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

221.

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doktorhut geholt, sagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrührische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Uebrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretischen Grundsätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt, wären diese auch eingebildet, mit jenen schlechten Lehren nicht verwechseln, die zu Allem führen, nur zur Freiheit nicht.“.... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren

Zinsen die Schuld der Zinsen eingestehen, und die des Kapitals abläugnen! Woher die Zinsen?

222.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr, da es aber Leute gibt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

223.

Wer sich nicht scheut, im Auskehricht der Literatur herum zu stöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein „afrikanisches Lustspielchen“ von Julius v. Voß, genannt: „Viele Köche verderben den Brei.“ Viel Witz kann von diesem schwarzen Lustspielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker sagen, splendid gedruckt sind. Es ist aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das Lustspiel: die beiden Gutsherren, geschrieben hat, schwimmt, wie die Korkstöpsel an der Angel, zwischen Fischer und Fisch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und

kürzer im Französischen auszudrücken: Herr v. Voß ist au niveau de la politique du jour. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikanischen Lustspielchens. „Der neue schwarze Sultan," der den Titel führt „Büffel aller Büffel," läßt nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Ober-Beamten vor sich kriechen, und sagt ihnen: sie könnten thun, was sie wollten — Abgaben erheben oder erlassen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden schließen, stehlen oder hängen lassen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn sich aber einer von ihnen unterstände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erstatten, und ihn mit dem Selbstregieren zu belästigen, so würde er unfehlbar gehängt, gerädert, gespießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl seines Herrn. Die Ober-Beamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und sagen: das sey ihnen schon recht, sie könnten es nicht besser wünschen. Darauf läßt sich der Büffel aller Büffel seinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der asiatischen Kochkunst, einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar, und ist um so erboster darüber, da er zur Bereitung des Breis sechs Köche angestellt hatte. Jetzt naht sich der Narr der Oberdenker und sagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen, und sagt ihnen, wenn sie ihn nicht von Allem in Kenntniß setzten, und sich unterständen, eigenmächtig zu regieren, ließ er sie hängen, rädern, spießen oder braten. Die Herren

Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und seufzen sehr. — Nun, sind das nicht liberale Gesinnungen? Das ist noch wenig; aber besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

224.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sey in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

225.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch lösen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der ersten Käufer kann mit ruhigem Gewissen sterben, wenn er nicht, durch Erstattung des ungerechten Besitzthumes, die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet.“ Ueber die erbärmlichen Menschen! Jetzt

machen sie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer, und setzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte gesagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Missionär im südlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutsches Blatt hat diese Rede geführt, in einem Lande, wo sie sonst vor lauter Protestantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß sie dort den verstorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten sich doch gewisse Leute nicht mit gewissen Dingen abgeben! Das sieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul gesteckt.

226.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Ansehen des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, stets auf die kleinsten Umstände lauernd, die den Sturz eines Günstlings zu verkündigen scheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann stattlichen Ansehens, den besonders ein sehr schöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme gesagt hatte: Das ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler seyn. Schon drängen sich die Höflinge an ihn, schon schmeicheln sie ihm; sie haben es aber mit einem geistreichen Manne zu thun, der sich über sie lustig

macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Besten habe Dieser Kanzler durch die schöpferische Einbildungskraft der Höflinge war der Historiograph Bouchet. Der König, angezogen durch seine herrliche Gestalt und die Fülle seines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns=Statue vorstellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künstler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverständniß.

Dies ist der Inhalt eines neuen Lustspiels, das unter dem Namen die Höflinge, oder der Bart des Neptun, in Paris aufgeführt wird. Von den darin spielenden geschichtlichen Personen sind nur erst Franz I., der Kanzler Duprat, und der Historiograph Bouchet gestorben.

227.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen setzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, diese politischen Schwarzkünstler haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaschen — und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir Andern haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen, können die

Volte schlagen, und haben unsere Gevattersleute so gut wie sie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal lustige Wirthschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengethan, einen Freund zu necken und zu ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer, und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Bett-Tuch, sprang leise aus dem Bette und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

228.

Eines jener somnambülen deutschen Blätter, die im Traume Alles wissen und daher niemals unwissend sind, lobt die alte constitutionelle Monarchie England, und wirft der französischen constitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in seiner nächsten Extase darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es sagt: „Es müssen Generationen verschwinden (wenn anders die französische Verfassung so lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunsch laut werden läßt, zur rein monarchischen Form zurückzukehren), bis die französischen

Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen, und konnte das Geheimniß seiner Abfassung nicht entdecken....... O die armen Zeitungsschreiber: Was ihnen die Türken für Noth machen; Krieg, Friede — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin- und hergeworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Zensur hindert uns? Aber die Zensur hindert doch Keinen für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht da gewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre gesessen, oder ausgewandert gewesen seyn, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht, die sich in Barcelona eingeschlossen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genützt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris streckt seine Arme nach ihnen

aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreise die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt, und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen, und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

230.

Will der Spott nur Registrator seyn im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung Anderer zwar bestraft werden muß

aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerther ist ja wohl niemand, als der Mensch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu seyn.

231.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maaßstab kennen für Menschenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sey gottlos gewesen, weil sie selbst, nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sey nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung.

Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sey herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

232.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen, und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und der bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker, als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat

doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft stille stehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grausamer Löwe!

233.

Bei den Pferde-Wettrennen in England gewährt die Regierung demjenigen, dessen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden durch eine Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet, und von der Regierung ganz unabhängig ist. Man sieht, daß es in England die Pferde besser haben, als in Deutschland die Menschen.

234.

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

235.

Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie gibt heute dieser Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an, und streckte ihr seine Lanze

entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papier-Windmühle an und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich wie die Feigen in der Schlacht todt an, daß man sie nicht tödte. Sie wissen recht gut, daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.

236.

Die Einen wähnen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter; und die Andern wähnen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

237.

„Die wohlthätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem stattfand, beruhete wesentlich auf dem Lehnwesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, sobald sie zur Regierung kam;" — und in diesem Trotte weiter, bewegt sich ein Recensent in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Wem war jene Beschränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger Klagen gegen die höchste Autorität, als später nach Zerstörung des Feudalwesens, aber eben das beweist die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte

Wer Stuben-Arrest hat, kann sich nicht beschweren, daß er auch Stadt-Arrest habe, denn er muß erst frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug ist. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jetzt vernimmt, gereichen diesen zum Ruhme, und sie würden es selbst dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweisen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlstand und Sorgenlosigkeit leben. Wären sie nicht frei, dürften sie nicht klagen; wären sie nicht reich, würden sie nicht immerfort so ängstlich Bürgschaften für ihre Rechte und Besitzungen fordern; und wären sie nicht sorgenlos, würden sie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten sich, allein ohne Wärterin zu seyn, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konstitution... Der Recensent sagt: Die Philosophie habe jenes herrliche Feudalwesen gestürzt, sobald sie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philosophie? Der Recensent nenne uns das Land. Wo hat die Philosophie einen Thron? Uebt die Philosophie irgend ein Majestätsrecht aus? Schickt und empfängt sie Gesandtschaften? Hat man auf den Kongressen zu Aachen, Karlsbad und Laybach Bevollmächtigte der Philosophie gesehen? Hat die Philosophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Mensch behaupten.

238.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger

verloren, ob zwar seine Vermögensumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist, und Jedermann glaubt, er stelle sich nur, als ginge es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

239.

Ist es ihr Verbrechen, daß sie Durst haben? Hatten sie die gesalzenen Speisen verlangt, die ihr ihnen vorgesetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das ist es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

240.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Mensch das unglücklichste aller Geschöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geschlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das ist es, was die Menschheit in ewiger Jugend erhält.

241.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

Du mußt herrschen oder dienen,
Amboß oder Hammer seyn.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verläumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave seyn auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden, als das, was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur so viel als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um athembar zu seyn, so viel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden sollte, oder erlauben, was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel sie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

242.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen seyn muß, und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist eben so ungerecht als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn seyn. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verriethen, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilsam, und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlicher gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner

wir vernehmen, ist schon unbeschädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

243.

Nadelstiche sind schwerer zu pariren, als Schwerthiebe — das haben sie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

244.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in Verderben. So hat schon tausendmal der Blitz diejenigen erschlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

245.

Der Redestrom eines Landgeistlichen im allgemeinen Anzeiger der Deutschen bildet einen merkwürdigen logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt — daher verlören sie immer mehr an Achtung — daher würde der christliche Glaube

immer schwächer — daher müsse „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten“ die Menschheit „merklich“ rückwärts gehen — daher würde endlich das „so tief versunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen.“ Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich, um klug zu seyn, er kennt seine Pflicht besser, als seine Zeit. Alle Menschen, Vornehme wie Geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend sämmtliche Christen den Götzen Apis anbeten.“ Er muß um halb zwölf Uhr sagen: „wenn nicht der gränzenlosen Frechheit der liberalen Schriftsteller sogleich Einhalt geschieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen schwimmen.“ So wirkt man in unsern Tagen.

246.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und wessen es froh sey, ist oft schwer zu erforschen.

247.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäcker-Jungen zur Weisheit: sie übersättigt uns mit den Genüssen, die wir meiden sollen.

248.

Unsere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; Ihr verlangt aber dennoch, wir sollten blos durch gute Gründe zu wirken suchen!

249.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die sie zufällig finden, der Name Gottes unsichtbar geschrieben steht. Daher versäumen sie nie solche aufzuheben und zu verschlucken, überzeugt, daß ihnen diese Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Christen haben eine andere Art von Aberglauben: sie wähnen, auf jedem Stückchen Papier stände der Name des Teufels unsichtbar gedruckt, und darum lassen sie, um sich bei ihm einzuschmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu bestallten Dienern verschlingen. Diese armen Menschen sind sehr zu bedauern, sie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

250.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die

Galiläische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolomäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Muth sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem Ptolomäischen und Copernicanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sey? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermuthigen, und wie Galiläi ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

251.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es seyn.

252.

Man glaubt, daß der Offenbacher Staatsmann für Deutschland die ausschließliche Nutznießung der literarischen Angeberei habe, man irrt aber, so ist es nicht. Es gibt unter den periodischen Schriftstellern noch andere arme Waisenkinder, die, so oft sie ihr periodischer Hunger befällt, sich schreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Diese Herren, in ihren Beurtheilungen politischer,

historischer, ethischer und religiöser Werke, begnügen sich nicht die Bücher zu tadeln, und ihre eigene Ansichten auszusprechen; sondern sie erröthen nicht, die Achtsamkeit der Polizei auf solche Bücher zu wenden, und sie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen sich nicht beklagen, wenn sie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien schon als Handschrift ihre Bestimmung gefunden, und daß sie sie nur haben drucken lassen, um ihre Aufsätze um einige Zeilen, und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger diesen Schändlichkeiten! Unsere Freiheit wird genug besteuert, es ist genug an den Zehnten, die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben sich zuzudringen, ist eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur solche Schriftsteller können der Censur, dieser türkischen Kopf-Steuer, hold seyn, welche diese Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's „Les Cabinets et les peuples," in dessen deutscher Uebersetzung beurtheilt. Der Kritiker ist anderer Meinung, als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt seyn. Er spricht seine Meinung mit dem anmaßenden Geschrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie steht — auch das mag ihm verziehen werden; es ist die Bestimmung der Hof-Hunde zu bellen, dafür werden sie gefüttert. Aber am Schlusse seiner Kritik sagte er: „Der Band enthält übrigens Manches,

welches einer ängstlichen Bücher-Polizei wohl so bedenklich scheinen könnte, daß sie ihn lieber ganz verbieten möchte." — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte und möchte machen uns nicht irre; das ist diplomatischer Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, übersetzt, sind solche Conjunctive reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literatur-Zeitung entehrt sich, wenn sie solche kritische Angebereien nicht blos aus Unachtsamkeit anstimmt.

253.

„Les corps (constitués) n'ont point d'ame" — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegen ging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete, und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungsbehörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste

Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer pries am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke sich die Freunde der Fürsten und bei trockenem Wetter sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Uebel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein Jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müße; aber das Volk hält sich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigenthum, seine Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll

die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten Alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder Alles gewinne.

254.

Napoleon war ein Gewitter, welches die schwülen Südländer erfrischte; aber der herbstliche Theil der Welt bedarf eines Winters, um zu erstarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht so hausbackne, wirthschaftliche und nutzsüchtige Menschen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbst ertrügen, mit seinem Nebel, seiner Naßkälte, seinen unfahrbaren Wegen, seinen unerquicklichen Winden, seinen Drohungen, und aller seiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das sind eure Messiaden. Denn nur nicht einen Messias! So oft noch ein Erlöser die Welt befreite, war das Lösegeld zu hoch für den Dienst, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

255.

„Wohl kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein

ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet." Daß man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen — sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jetzt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu Horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen, und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Despotismus viele Tausendmale herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen Nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit. . . . Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

256.

Die Regierungen, welche Verschwörungen anzetteln, um solche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italienischen Arzte Cardano nach. Dieser hatte sich abergläubisch das Horoscop seines Lebens gestellt, und starb in seinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

257.

Einst hatte Rom Schauspieler eingeführt, um die Götter zu versöhnen, daß sie der Pest Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann stände es schlimm um unser Leben; denn wir könnten mit allen unsern stehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

258.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

259.

Herr von Eckstein, einer der tapfersten Feder-Condottieri unserer Zeit, hat über „Lafayette und die Amerikomanie“ eine Abhandlung geschrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt sie uns mit. Diese Abhandlung kann nicht anders als belehrend seyn; denn wie bekannt versteht sich Herr von Eckstein auf Tollheiten aller Art. Schade, daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er selbst leidet, der Biomanie — ein Uebel, aus dem alle die andern Uebel entspringen, auf deren Heilung er so unermüdlich bedacht ist. Aber was versteht Herr von Eckstein unter Amerikomanie? Dieses zu erklären, müssen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg ist steil und hat seine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey

von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtisch einige seiner getreuen Unterthanen holen ließe, und ihnen die Köpfe abschlüge, dann würde wohl schwerlich einer der Gäste es wagen, über dieses algierische Vergnügen die Achsel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und spräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Missethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abschlagen und zu den Umstehenden sagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europomanie angesteckt. Aber, beim Propheten! ich werde sie nicht aufkommen lassen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überschiffen; er soll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unschuldige Leute nicht köpft, so mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut seyn; ländlich, sittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie sie wollen; aber, bei meinem Barte, Afrika soll Afrika bleiben." Das ist die Amerikomanie des Herrn von Eckstein.... Wer hat diese Pest über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin?" Also eine Pelzmütze ist Schuld an der französischen Revolution? Nicht anders. Und Heil den Füchsen, daß Herr von Eckstein diese Entdeckung gemacht? man wird sie von nun an schonen... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckstein zieht Lafayette vor seinen Richterstuhl? Es ist auch komisch genug. Ihr habt wohl schon einmal einer Katze zugesehen,

wie sie eine Kugel zu fangen und festzuhalten sucht; aber vergebens, dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz so geberdet sich Herr von Eckstein, indem er von Lafayette spricht. Ein ehrlicher Mann! Das ist dem Herrn von Eckstein zu rund, das kann er nicht fassen. Er sucht also Ecken und Haken an Lafayette's Ehrlichkeit. Die letzten fünfzig Jahre, die Alles umgeworfen oder erschüttert, haben nur Eins nicht erschüttert — Lafayette's Tugend. Aber Herr von Eckstein nennt das „den bannalen Wunsch, Gutes zu thun.“ Lafayette's beharrliche Gesinnung erklärt er aus dessen Hartnäckigkeit. Er spricht von der Zähigkeit seines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit seines Geistes. Er beschuldigt ihn der gröbsten Unwissenheit. „Ein Mann, wahrhaft würdig, Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert seyn, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum Oeftern abgestreift haben, um sich durch seinen Ideengang zu verjüngen.“ Goldene Lehren! Also nach Herrn von Eckstein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum Oeftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der seinen Ideengang nach den Umständen verjüngt! Acht polizei-commissarische Weltansicht! Aber findet Herr von Eckstein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, so verblendet ist Herr von Eckstein Nicht. Wer wäre auch schlecht genug, an Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckstein findet an La[illegible]

zu preisen, daß er einst, während der französischen Revolution „den zusammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ." Wie man sieht, ist der Beifall des Herrn von Eckstein schwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es ist brav von Herrn von Eckstein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm ist. Nur sind wir begierig, wie er sich bei seinen Prinzipalen entschuldigen werde, daß er versäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären sie ihm noch so huldvoll ergeben, sie werden ihm diese Versäumniß wenigstens als eine „hochverrätherische Nachlässigkeit" anrechnen.

260.

Die Hoffnungen guter Menschen sind Prophezeihungen, die Besorgnisse schlechter sind es auch.

261.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

262.

So Noth thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

263.

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder, wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

264.

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

265.

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

266.

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, so lange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätschern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das

Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

267.

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch= und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

268.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den einen nicht hassen und den andern nicht lieben. Die zackigste, härteste Selbstsucht ist nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

269.

Leichter ist eine Zeit zu schaffen als umzuschaffen, leichter sie umzuschaffen, als eine alternde zu verjüngen. Ist es etwas Erfreuliches, durch mühsame Heilkunst und lästige Lebensordnung ein hinfälliges Daseyn zu fristen? Der denkende Baumeister hilft einem baufälligen Gebäude zu schneller

Zerstörung, nur daß er es während dem Niederreißen stützt damit herabfallende Balken nicht beschädigen.

270.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

271.

Das Licht, das sogenannte officielle Mittheilungen verbreiten, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

272.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandtesten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Gränzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem

oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überschauen und umschauen können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

273.

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

274.

Um zu gefallen, muß man eitel seyn; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmeicheln.

275.

Alle Narrheit erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

276.

Klugheit ist oft lästig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

277.

Glücklich zu seyn ist auch eine Tugend.

278.

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört, um zu schaffen, die lebende gebärt, um zu tödten. Wie beneidenswerth sind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

279.

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen brittischen Geist; französisch war nichts an ihm, als die Sprache.

280.

Der Hund heult, wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es gibt Menschen, die hündischer sind als Hunde — und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

281.

Die Regierungen thun öfter Böses aus Feigheit, als aus Uebermuth.

282.

Wer Tyrannei stürzen will, muß ihr dienen.

283.

Soll die bürgerliche Gesellschaft eine Maschine seyn: nun wohl, so behandle man sie wenigstens mit der Schonung, mit der man eine Maschine zu behandeln pflegt. Ist die Uhr einmal aufgezogen, zeigt sie richtig die Stunde, läßt man sie gehen, bis sie abgelaufen ist, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüssel nie aus der Hand, sie rücken immerfort am Zeiger, sie regieren unaufhörlich.

284.

Man muß den Staat als eine Assekuranzgesellschaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewissen Theil seiner Freiheit als Assekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältnisse zum Kapital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Kapital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger Nichts übrig, das ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser, ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten Statt.

Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht; die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Gesetzlichkeit erzogen, und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

285.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als die Beschränkung der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angeborenes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Constitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

286.

Manche Regierung des Festlandes, die nicht zu den vorherrschenden gehört, ist in der bedauernswürdigen Lage, daß sie das Böse willig, das Gute gezwungen zu thun scheint, ob es zwar umgekehrt ist.

287.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst, und dessen Postament das Volk bildet.

288.

Man spricht von den Rechten der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausschließliche Befugniß, die Einem auf eine Sache oder Handlung zu seinem Vortheile zustehet. Aber die ausschließlichen Befugnisse, die einer Regierung zustehen, hat sie sie denn zu ihrem Vortheile? Uebt sie sie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, ist eine Pflicht, kein Recht. Sie kann sich dieses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärmsten Vertheidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes sey es nöthig, daß es monarchisch regiert werde, daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen in der Herrschaft der Großen etwas Wünschenswerthes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten

edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

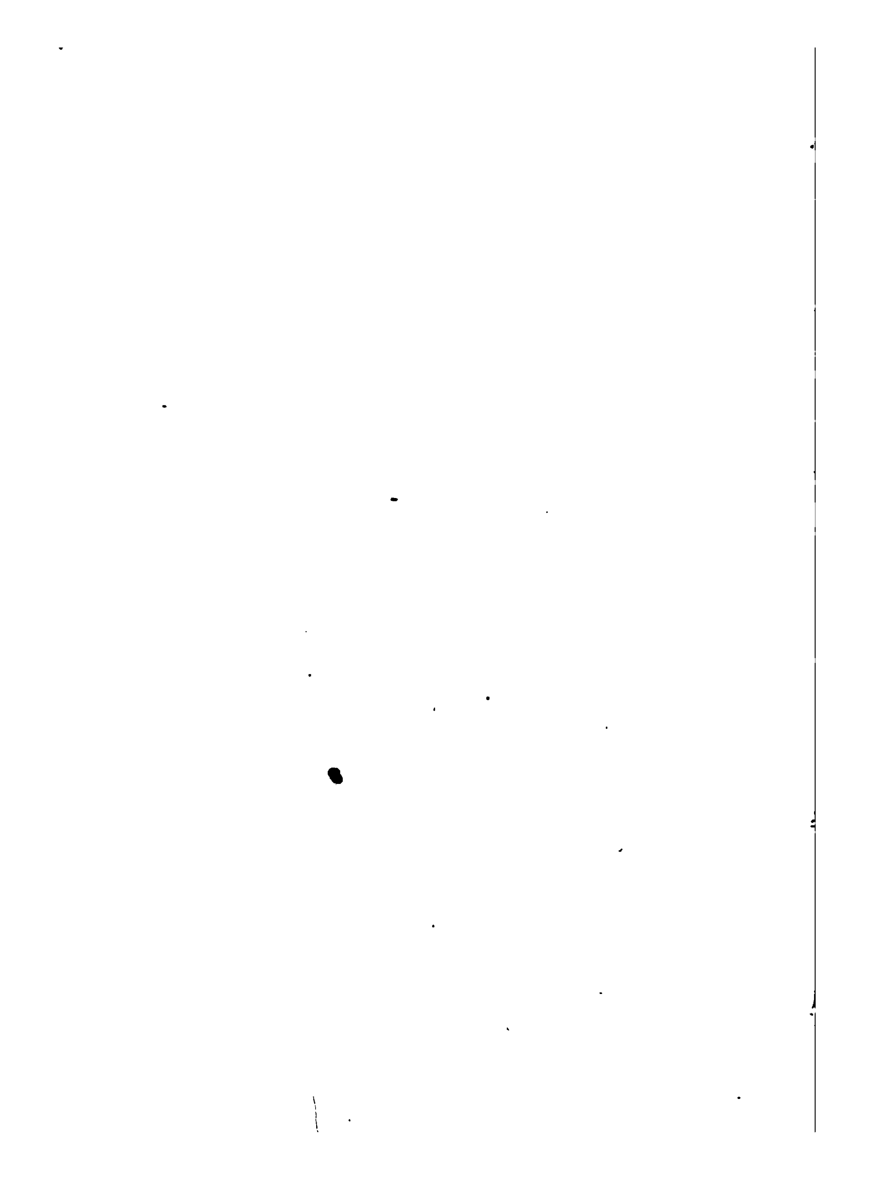
289.

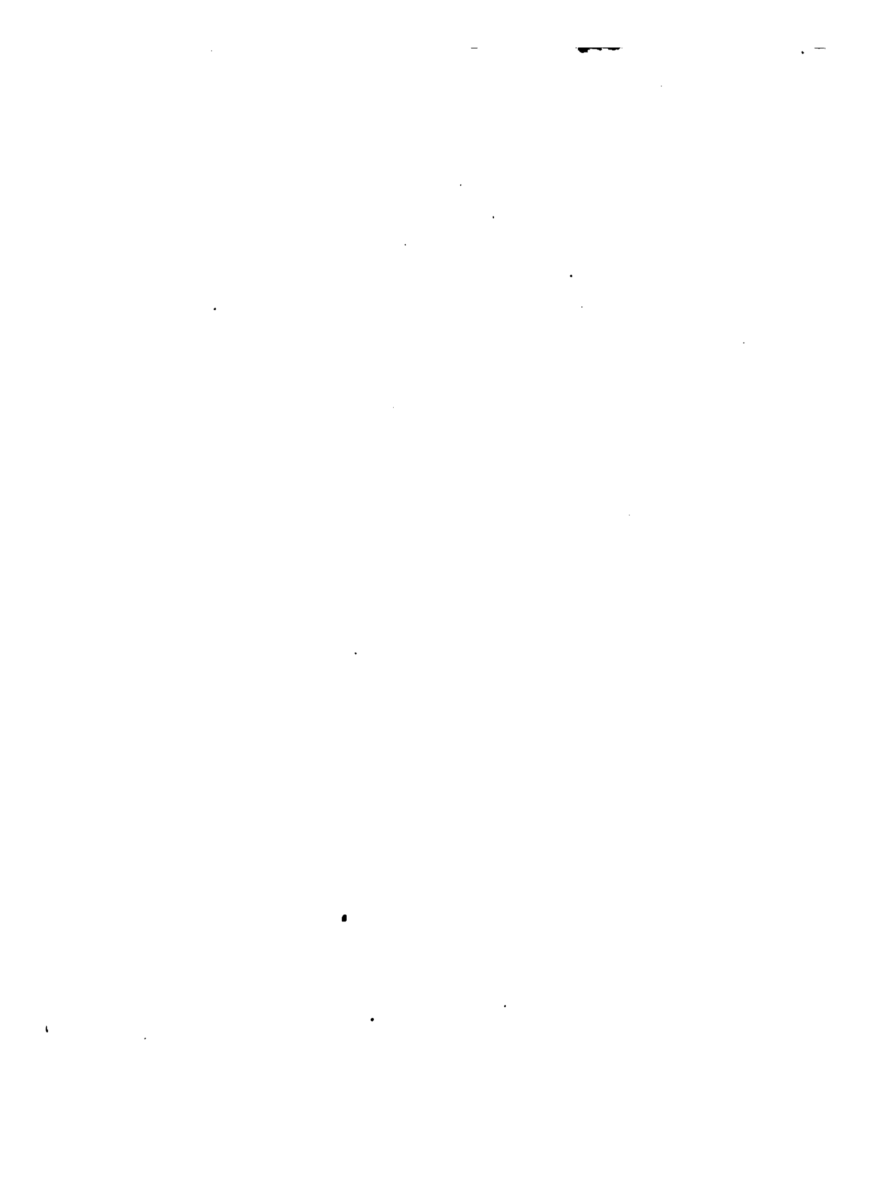
Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gährung, sie strebt sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

Berichtigungen.

Seite 2	Zeile 11	von oben	statt „womit“	soll heißen	„worin.“
„ 11	„ 3	„	soll heißen: „des neuen Conversationslexikons.“		
„ 83	„ 11	„	statt „den Artikel“	soll heißen	„Artikel.“
„ 85	„ 3	„	„ glücklich	„ „	nützlich.
„ 334	„ 5	„	„ der fruchtbaren	„ „	der furchtbaren.







THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

SEP 4 1915

Form 410

